

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES ■ 2/1993



Inhalt

Claudia Dutzi	Heidelberg und „seine“ Landschaft	93
Andrea Bräuning	Die Stadt um 1300 – Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch Ausstellung zur Stadtarchäologie in Stuttgart	104
Wolfgang Mayer	„Fabrik“ – „Verbotener Eingang“ Ott-Pausersche Silberwaren- und Bijouteriefabrik in Schwäbisch Gmünd	111
Hermann Diruf	Kloster Maulbronn Überlegungen zu einem Gesamtplan der Anlage	116
Christoph Timm	Pforzheimer Bijouteriefabrikhäuser Materialien zu einer Denkmaltopographie	125
Dieter Planck	Im Wettlauf mit dem Bagger Zur Frage des Denkmalschutzes paläontologischer Funde	136
Hans Peter Münzenmayer	Die Marbacher Ölmühle: Eine Restaurierung mit Modellcharakter	139
Jutta Ronke	Domina te amo – vita privata im Lichte einer Kleininschrift	143
	Buchbesprechungen	146
	Mitteilung	148

Titelbild

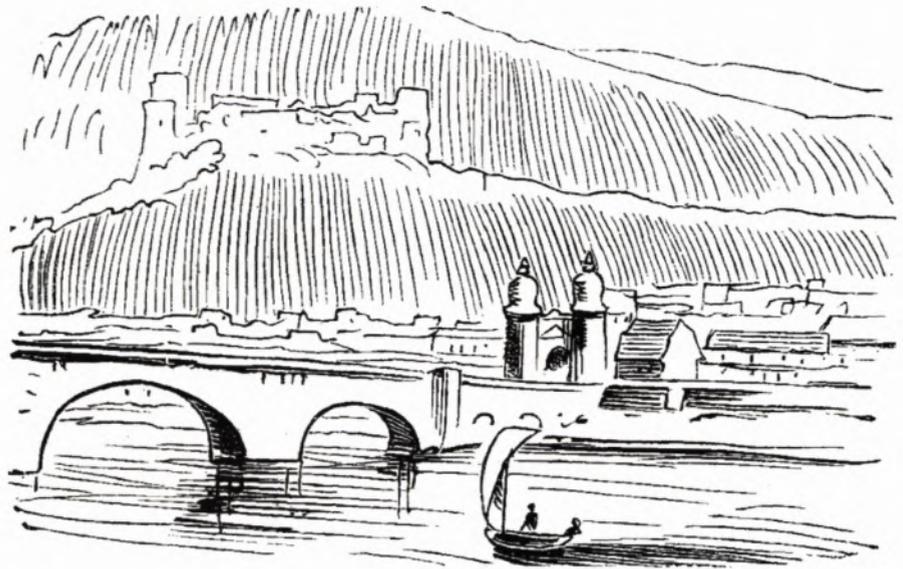
Blick von Osten auf die Klosteranlage Maulbronn. Zum Beitrag Hermann Diruf: Kloster Maulbronn – Überlegungen zu einem Gesamtplan der Anlage.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1 · Verantwortlich im Sinne des Pres-
serechts: Präsident Dr. August Gebeßler · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß:
Dr. H. G. Brand, Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlags- und Red-
aktionsbüro André Wais, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 7022 Leinfelden-Echterdingen · Post-
verlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfreiem Papier ·
Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Heidelberg und „seine“ Landschaft

Claudia Dutzi



’s war Heidelberg, das sich erwählten
Als Freudort die Neuvermählten. —

■ 1 Wilhelm Busch, Die Fromme Helene.
Aus: Busch, 1893, S. 25.

„Heidelberg“, das sind Schloß und Altstadt, das ist aber auch der Blick von der Schloßterrasse aus in die Ebene, der Blick von der Neckarbrücke ins Neckartal, das Stadtpanorama vom Philosophenweg aus. Seit den Tagen der Heidelberger Romantik wirken Stadt und Landschaft untrennbar verbunden. Doch auch vorher gab es Beziehungen zwischen der Stadt und ihrer Landschaft, und heute sind neben dem romantischen Erbe auch noch andere Elemente wichtig. Die Nutzung der Landschaft änderte sich im Laufe der Jahrhunderte, oft in Wechselwirkung mit der Entwicklung der Stadt.

Nun ist es durchaus üblich, sich die bauliche Entwicklung einer Stadt zu vergegenwärtigen, indem man sie vor allem als Ausdehnung des bebauten Stadtgebiets auffaßt, ohne der Veränderung der landschaftlichen Umgebung viel Bedeutung beizumessen. Einzelne in der Flur gefundene Objekte wie Schanzen, Aussichtstürme usw. würde man bei dieser Betrachtungsweise für sich würdigen.

Für die Denkmalpflege hieße das, Bildstöcke, Aussichtstürme usw. einzeln zu beurteilen und nach dem öffentlichen Interesse an ihrer Erhaltung zu fragen. Hier soll es um eine andere Perspektive gehen: Was sagen diese historischen Zeugen außerhalb des Stadtgebiets über die **Veränderung** des Landschaftsgebrauchs bei Heidelberg aus, und in welchem **Zusammenhang** steht diese Entwicklung zu Veränderungen des übrigen Stadtgebiets. Die Frage lautet also: Wer eignet sich die Landschaft zu welcher Zeit an und in welcher Bedeutung oder zu welchem Zweck? Und weiter: Kommt diesen Veränderungen und Zusammenhängen Bedeutsamkeit im Sinne einer Denkmaleigenschaft zu? Was geht die Heidelberger Landschaft den Denkmalpfleger an? Diese Leitgedanken werden an die Vielfalt der historischen Zeugen außerhalb des heutigen Bebauungsgebietes heranzuführen.

Als „Landschaft“ soll hier verstanden werden, was um die Altstadt optisch

wahrnehmbar ist bzw. was in Landschaftsdarstellungen zu Heidelberg üblicherweise Gegenstand war: der Heiligenberg, der Königsstuhl, die Altstadt und der Neckar.

Landschaftsgeschichte ist wie Stadtgeschichte auch Herrschafts- und Eigentumsverhältnissen unterworfen, daher seien dazu einige Stichworte vorausgeschickt. Die Landeshoheit über den Heiligenberg war im Unterschied zum durchgängig pfälzischen Königsstuhl bis Mitte des 15. Jahrhunderts zwischen dem Bistum Mainz und den Pfalzgrafen umstritten, danach der Kurpfalz gehörig, 1803 fiel sie mit der Kurpfalz an Baden. Eigentümer waren auf dem Heiligenberg seit dem Mittelalter das Kloster Lorsch bzw. dessen Rechtsnachfolger, nach 1831 die Dörfer Neuenheim und Handschuhsheim. Mit deren Eingemeindung nach Heidelberg kamen die dazugehörigen Walddistrikte 1891 bzw. 1903 an die Stadt. Der Königsstuhlwald gehörte bis 1392 dem Dorf Bergheim, danach der Stadt Heidelberg.

Der Berg als Siedlungsplatz und Gipfelheiligtum

Der Heiligenberg, der heute wie ein Bestandteil der die Stadt umschließenden Landschaft wirkt, dient – im Gegensatz zum Gebiet der Heidelberger Altstadt und des Königsstuhls – schon in vorgeschichtlicher Zeit als Siedlungsplatz und Standort eines Heiligtums. Obertägig erhalten haben sich Ringwallanlagen der Latènezeit. Ebenfalls erhalten blieb das sogenannte Heidenloch, das möglicherweise als Kultschacht diente und damit als Beleg kultischer Nutzung gelten könnte.

Spätestens in der Römerzeit scheint sich die Siedlungstätigkeit dauerhaft ins Tal zu verlagern, womit der Berg-

gipfel kultischen Zwecken vorbehalten bleibt. So läßt sich auf dem Heiligenberg ein römisches Gipfelheiligtum nachweisen, während in der Ebene die profane Nutzung ihre Spuren hinterlassen hat (Funde westlich der Altstadt in Neuenheim und Bergheim).

Herrschaftsbau und Sakralbau auf dem Berg – Siedlung im Tal

Im Mittelalter nutzen die geistliche und die weltliche Herrschaft die beiden Berge für ihre Zwecke. Neueste Forschungen haben ergeben, daß sich im 8. Jahrhundert auf dem Heiligenberg ein befestigter Königshof befindet. An seine Stelle tritt im 9. Jahrhundert eine St.-Michaels-Kirche, die vom Kloster Lorsch aus gegründet wird. Später, 1090, kommt etwas unterhalb St. Stephan hinzu (anfangs als Kapelle). Ebenfalls nördlich des Neckars liegt die heutige Abtei Neuburg, die aus einer 1130 gegründeten „cella“ hervorgegangen ist. Über die Hangbereiche des Bergs ist wenig bekannt, doch werden sie wohl wirtschaftlich in der Weise genutzt, wie es nachfolgend für den Königsstuhl dargestellt wird. Ob der Heiligenberg wie sein Gegenüber aus strategischen Gründen kahlgeschlagen war, war nicht herauszufinden.

Südlich des Neckars, am Hang des Königsstuhls, entstehen Bauten weltlicher Herrschaft: die obere Burg, seit dem 14. Jahrhundert belegt, und die untere Burg, das spätere Heidelberger Schloß, um etwa 1200, beide dienen als Wehr- und Wohnbauten. Zur unteren Burg gehört ab dem 14. Jahrhundert die sogenannte Bergstadt als funktioneller Bestandteil, nämlich als Wohnort der Bediensteten (mit rechtlicher Sonderstellung bis 1743). Die Wehrhaftigkeit der Burgen dürfte von

Anfang an über das Aussehen der Nordseite des Königsstuhls bestimmt haben, d. h. diese war überwiegend vom Wald befreit, wie Merians Stich von 1620 zeigt. Die dort ebenfalls dargestellte Befestigung „Trutzkaiser“ wird bereits 1462 angelegt, Spuren sind heute noch erhalten. Ansonsten wird an den Hängen auch herrschaftliche Jagd ausgeübt, das Recht dazu besteht vom frühen Mittelalter bis 1848. Mitte des 16. Jahrhunderts läßt Kurfürst Friedrich II. bei der schon damals sagenumwobenen Wolfsbrunnenquelle nahe Schlierbach ein Jagd- und Rasthaus errichten, das um 1620 als Lusthaus mit gärtnerischen Anlagen versehen wird. Heute steht an der Stelle dieser herrschaftlichen Anlage ein Ausflugslokal (das im Kern Reste des Jagdhauses enthalten soll).

Die wirtschaftliche Nutzung der Hanglagen des Königsstuhls liegt seit 1658 in der Aufsicht der herrschaftlichen Förster, der Wald dient zur Jagd und zur Gewinnung von Holz und Steinen. Private Nutzung findet z. B. statt durch Weinbau im unteren Hangbereich und durch das Eintreiben von Vieh für die Waldmast. So ist in den Resten des Handschuhsheimer Buchbrunnens eine ehemalige Viehtränke für die Bucheckernmast zu sehen (Brunnen erstmals 1701 erwähnt). Die vielfältigen traditionellen Waldnutzungen und deren erhaltene Spuren stellt Koenemann in seinem Buch zum Heidelberger Stadtwald dar (vgl. Lit.).

An einzelnen, durch Rodung freigelegten Hochflächen des Königsstuhlmassivs wird Landwirtschaft betrieben, nämlich auf dem seit 1446 bekannten Bierhelderhof bei Rohrbach und auf dem 1706 gerodeten Kohlhofgelände südöstlich des Königsstuhlgipfels. Beide existieren heute noch, jedoch nicht in origina-

■ 2 Matthäus Merian, Heiligenberg und Heidenloch. Kupferstich, 1645. (Kurpfälzisches Museum Heidelberg.)





ler Bausubstanz. Im 19. Jahrhundert stellen diese Höfe die erste Generation von Ausflugslokalen dar.

Im Tal etabliert sich spätestens im 12. Jahrhundert ein Siedlungsplatz (erste Erwähnung Heidelbergs 1196), die heutige Altstadt, die bald auch eine feste Brücke über den Neckar erhält (erste Erwähnung 1284). Damit ist der Fluß überwunden, der für die Stadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Verkehrshindernis und Verkehrsweg zugleich darstellt. Wirtschaftlich wird er wegen seiner starken Strömung nur begrenzt genutzt: Für Flößerei, Schifffahrt, Fischerei und für Müllerei am Südufer.

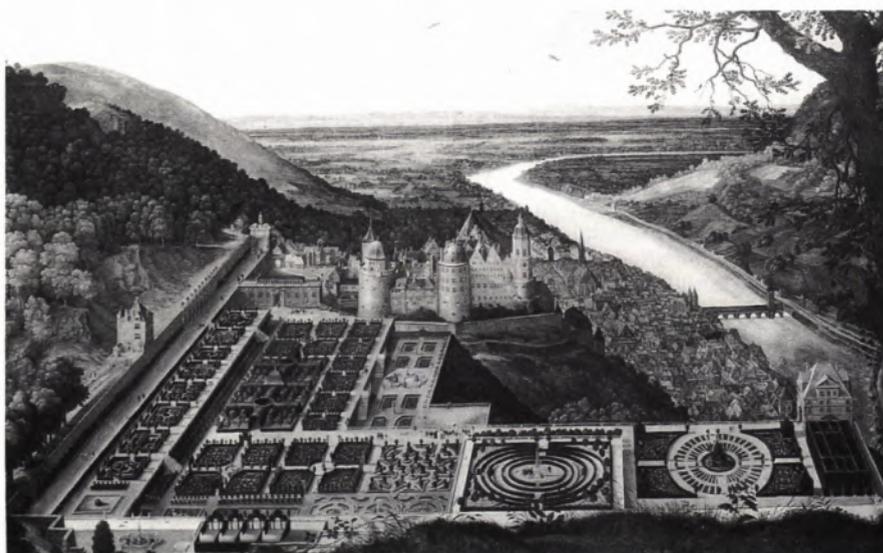
Die Höhenburg als Residenzschloß

Mit der Anlage des Hortus Palatinus (ab 1616) deutet sich eine Veränderung an. Hatte der bisherige Kurfürstliche Lustgarten noch in der Vorstadt,

also in der Ebene gelegen, bildet er jetzt wie seine italienischen Vorbilder mit der Residenz eine Einheit und wird auf die Landschaft bezogen. Dies wird deutlich aus der Perspektive des Gemäldes von Jacques Fouquières, das den Hortus Palatinus und das Schloß „über“ der Stadt und der Landschaft zeigt (um 1618). Das Schloß dient nun nicht mehr in erster Linie als Wehrbau, und so wird der „Englische Bau“ 1612–15 sogar auf die Wehrmauer gesetzt.

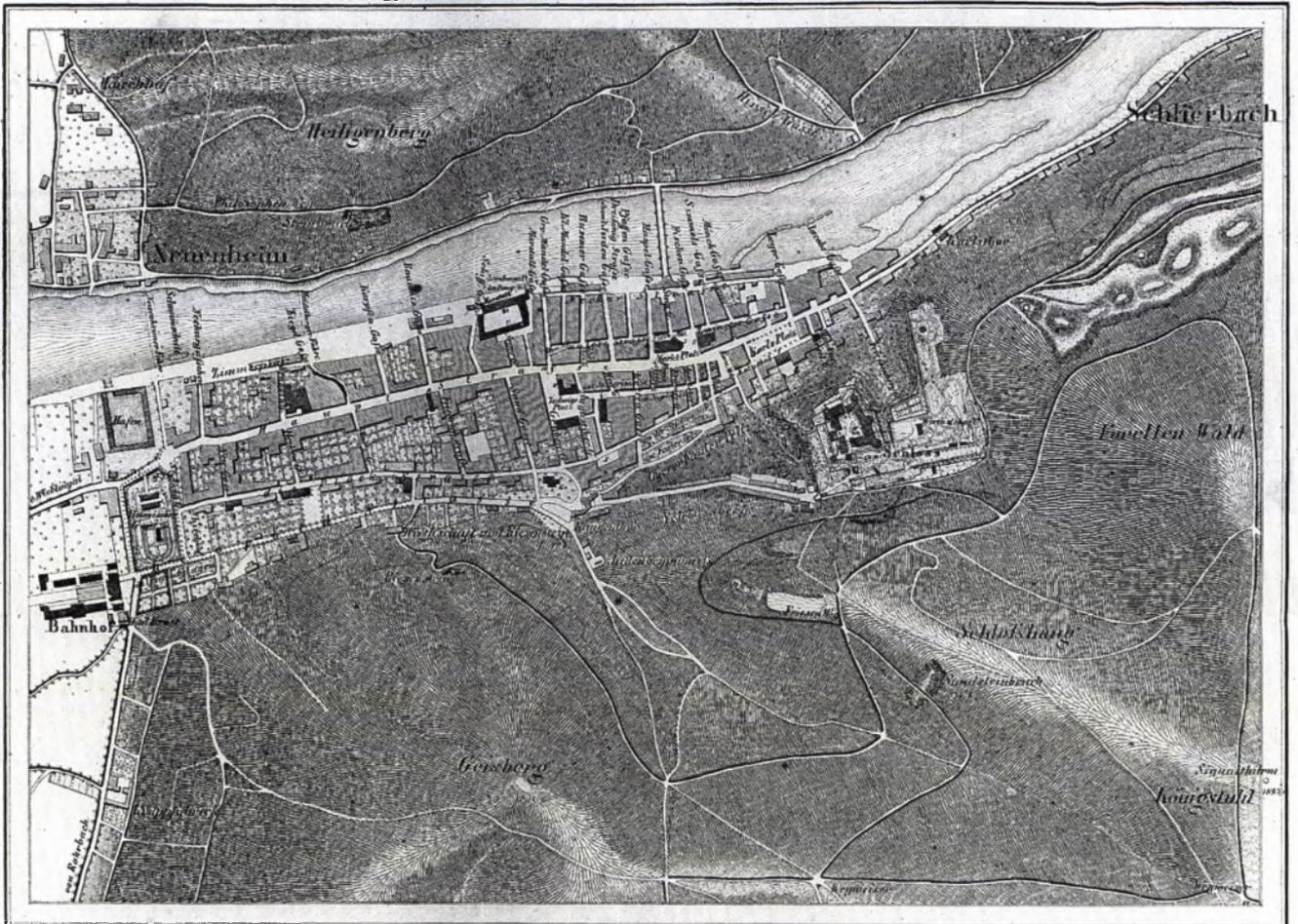
Während Schloß, Schloßgarten und umgebende Landschaft ästhetisch miteinander verschmelzen (so jedenfalls die Sichtweise von Fouquières), unterliegen die Berghänge weiterhin herrschaftlich-militärischen Zwecken: Auf dem Königsstuhl stehen mehrere Befestigungsanlagen, auch eine Schanze auf dem Gelände der oberen Burg, die bereits 1537 durch Blitzschlag zerstört worden war (Reste dieser Anlagen sind erhalten). Auch der gegen-

■ 3 Matthäus Merian, Großes Panorama von Stadt und Schloß Heidelberg, 1620. Kupferstich.



■ 4 Jacques Fouquières, Der Hortus Palatinus mit Heidelberger Schloß, um 1618. Öl auf Leinwand. (Kurpfälzisches Museum Heidelberg.)

20 PLAN DER STADT HEIDELBERG.



Lithogr. Anstalt v. Drecherberg u. J. Neumann in Karlsruhe. Maßstab von 1000 der natürlichen Länge. Verlag von J. Neumann, [um 1860]
 Erklärungen
 1 Gewerkschaft Palast, 2 Rathhaus, 3 Heilig Geist Kirche, 4 hiesige Pfar-Kirche, 5 K. K. Kloster, 6 St. Peter's Kirche, 7 Museum, 8 Universitäts-Bibliothek, 9 Pflanzhof, 10 Post, 11 Anatomie, 12 Leibes-Spital, 13 Refug-Spital, 14 Kindl-Spital (Die kleinen Punkte sind im Bad Nigle ausgebracht.
 Das geographische Netz ist auf den Rheinischen Meridian gegründet.

■ 5 Stadtplan von Heidelberg, um 1860. Lithographie. M 1:10 000. (Original in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe.)

überliegende Heiligenberg ist mit Schanzen bestückt, die Burg und Stadt schützen sollen. Mit der Anlage von Schanzen auf dem Heiligenberg wird auch deutlich, daß dieser inzwischen in kurfürstlicher Hand liegt, die beiden Klöster auf seinem Gipfel stehen etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verlassen (St. Michael spätestens ab 1537, St. Stephan ab etwa 1556).

Die Berge zeigen also nach wie vor ein Gesicht, das von herrschaftlichen Eingriffen bestimmt ist, doch stehen seit der Anlage des Hortus Palatinus und des Lusthauses am Wolfsbrunnen die strategische und wirtschaftliche Nutzung nicht mehr alleine.

Im Tal macht sich das Wachstum der Stadt und der Universität bemerkbar. So werden 1392 auf kurfürstlichen Beschluß die Gemarkung Heidelbergs vergrößert und die Vorstadt angelegt. Auch diese wird 1621/22 ebenso wie die beiden Berge befestigt, und zwar mit Schanzen und Toren im Bereich der heutigen Sophienstraße. Sie sind nicht erhalten.

Im 17. Jahrhundert werden Landschaft und Stadt mehrfach zum Kriegsschauplatz: 1623 und 1689/93. Auf die Zerstörung und Plünderung von Stadt und Schloß durch die Soldaten folgt die „Plünderung“ des Stadtwaldes durch die Stadtbewohner. Der Holzbestand wird für Brennholz und Bauholz benötigt, die Steine der Schloßruine werden seit Ende des 18. Jahrhunderts zum Wiederaufbau der Stadt benutzt, der Hortus Palatinus ist zerstört. 1720 verlegt der Kurfürst die Residenz nach Mannheim, das Heidelberger Schloß wird durch einen Blitzschlag 1764 endgültig unbewohnbar.

Die traditionelle herrschaftliche Nutzung der Landschaft als Jagdrevier besteht auch im 17. und 18. Jahrhundert fort, vor allem südlich des Neckars finden Lust- und Prunkjagden statt. So erinnert der Kaiser-Franz-Stein, datiert 1745, noch heute an eine Prunkjagd, die Kurfürst Karl Theodor zu Ehren des Kaisers Franz I. Stephan veranstalten ließ.

Die Umgebung als romantisches Erlebnis

Um 1800 bietet sich folgender Anblick: der Heidelberger Stadtwald, durch die Kriege und den Waldfrevel sehr mitgenommen, wird seit Ende des 18. Jahrhunderts mühsam wieder aufgeforstet. Ähnliches darf man für den Heiligenberg annehmen, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht der Stadt Heidelberg gehört. Allmählich werden der Königsstuhl und wohl auch der Heiligenberg wieder vom Wald überzogen, dazwischen liegen, quasi als Landschaftsbestandteile, die Ruinen der ehemals hier errichteten Bauten und Anlagen. Die Klöster St. Michael und St. Stephan sind schon lange aufgegeben, auf der Ruine der oberen Burg befindet sich eine zerstörte Schanzanlage, die untere Burg, das Schloß, steht verlassen. Die Hänge

von Heiligenberg und Königsstuhl liegen wie herrenlos da, nur eine beschränkte wirtschaftliche Nutzung findet statt. Die Ruinen dienen der Bevölkerung als Steinbruch. Die Berghänge sind lediglich durch Wirtschaftswege erschlossen oder durch alte Wegeanlagen, die der Verteidigung dienten. Noch 1811 kommt daher Aloys Schreiber in seiner Darstellung „Heidelberg und seine Umgebungen“ zu der lakonischen Feststellung: „Eigentliche Promenaden sind um Heidelberg nicht angelegt...“ (S. 195, vgl. Lit.).

In der Ebene hat sich das Bild kaum verändert: Die Stadt bleibt immer noch auf die Grenzen der ehemaligen Befestigung und damit auf die Tallage beschränkt. Auch das Verhältnis von Stadt und Fluß bleibt unverändert, so gibt es nach wie vor nur eine Brücke,



■ 6 Umkreis William Turner, Heidelberg von Westen, um 1840. Öl auf Leinwand. (Kurpfälzisches Museum Heidelberg.)



■ 7 Vom Wolfsbrunnen, dem Ausflugsziel der Romantiker, war nach dem Umbau 1822 fast nichts mehr zu erkennen. Johann-Jacob Tanner, Der Wolfsbrunnen, um 1840. Aquarell. (Kurpfälzisches Museum Heidelberg.)

■ 8 Die Wegweisersteine im Stadtwald wurden im Lauf der Zeit immer weiter ergänzt.



die den Fluß überwindet. Diese aber ist neu und ganz aus Stein. Es ist die 1788 erbaute Karl-Theodor-Brücke, deren Brückentürme unübersehbar den Stadt-Eingang bezeichnen.

So finden die Heidelberger Romantiker die Stadt und die sie umgebende Landschaft vor. Sie wandern nach Stift Neuburg, sie suchen den Wolfsbrunnen auf, den Kühlen Grund in Rohrbach usw. Achim von Arnim und Clemens Brentano sammeln historisches volkstümliches Liedgut („Des Knaben Wunderhorn“ erscheint 1805 und 1808). Joseph von Eichendorff verfaßt Gedichte zum Wolfsbrunnen und zum Kühlen Grund. Carl Philipp Fohr, Ernst Fries und Karl Rottmann stellen in ihren Bildern die Schönheit der Landschaft dar, auch sagemumwobene Orte wie den Wolfsbrunnen oder die Klosterruinen auf dem Heiligenberg.

Ab 1810 legt Charles de Graimberg in Heidelberg seine Altertümersammlung zur Geschichte der Kurpfalz an, die er zeitweilig in der Schloßruine ausstellt, deren Ausbeutung als Steinbruch er zu verhindern sucht. In Graimbergs Wirken wird ein zweites wichtiges Motiv für die Wiederentdeckung der Berge deutlich, nämlich das Interesse an ihren historischen Zeugnissen.

Die Gestaltung von Stadt und Umgebung für Bürger und Touristen

Die Romantiker, oft auch Gelehrte und Studenten, rezipierten die Umgebung lediglich und beließen sie unverändert. Sie hielten sich in der Landschaft als einzelne Wanderer oder in kleinen Gruppen auf und zogen einen individuellen, immateriellen „Nutzen“ aus ihr. Anders verhält es sich mit vielen historischen Nutzungen, hinter denen eine pragmatische Haltung steht, die sich der Landschaft bedient oder diese gestaltet und damit dauer-

hafte Veränderungen bewirkt, vor allem durch wirtschaftliche Nutzung (Steinbrüche!), herrschaftliche Baulichkeiten oder auch Verteidigungsanlagen. Beide Haltungen, sowohl die pragmatische als auch die romantische, bestehen im 19. Jahrhundert nebeneinander, doch rückt das Landschaftserleben immer stärker in den Vordergrund. Ein Zeugnis der pragmatischen, in diesem Falle kriegerischen Nutzung in diesem Zeitraum stellen die Schanzen der badischen Freischärler dar, die 1849 auf dem Heiligenberg errichtet wurden. Sie sind heute noch erhalten („Zollstock“ und „Heidenknörzel“).

Auf der anderen Seite steht die beschriebene Haltung der Romantik, deren Weiterleben bzw. Rezeption die Entwicklung Heidelbergs zur Fremdenverkehrsstadt fördert, wie sie ab etwa 1850 offensichtlich wird. Ausflügler und Reisende entdecken die Stadt, die Berge, den Wald und auch den Fluß, auf dem ab 1900 Ausflugsdampfer verkehren (Anlegestelle bei der Stadthalle). Eine beachtliche Nachfrage nach Wohnungen und nach Vergnügungsmöglichkeiten entsteht auch aus dem Aufschwung der Universität nach ihrer Neugliederung 1803/05. Teile der Bürgerschaft wie Privatiers, Professoren und (Korps-) Studenten beziehen Wohnung an den Hängen des Königsstuhls und des Heiligenbergs und suchen die Umgebung als Ausflugs- und Erholungsgebiet auf.

Eines der frühesten Zeichen dieser Veränderung ist der Ausbau des „Philosophenwegs“ in Neuenheim, der noch 1811 in Schreibers Stadtführer als einsam und wenig besucht beschrieben wird (S. 196). Der ehemalige Wirtschaftsweg dient als Abfuhrweg des Neuenheimer Steinbruchs, bis das Badische Oberamt 1817 beginnt, seinen Ausbau zur Promenade zu betreiben. Ab 1837 finden Bauarbeiten statt.

Auch auf dem Königsstuhl entstehen die ersten touristischen Attraktionen: 1822 wird das ehemals kurpfälzische Jagd- und Rasthaus am Wolfsbrunnen zu einem Ausflugslokal vergrößert und nach 1870, von der Stadt erworben, erneut umgestaltet und um eine Parkanlage erweitert. Auf der Spitze des Königsstuhls baut man 1832–35 den ersten Heidelberger Aussichtsturm.

Der Westhang des Königsstuhls erscheint einer städtischen Kommission im Jahr 1839 auch für einen anderen Zweck angemessen: Sie schlägt vor, den neuen städtischen Friedhof als „weiten Garten“ am Steigerweg anzulegen. 1844 wird der Heidelberger Bergfriedhof eingeweiht.

Etwa ab der Jahrhundertmitte scheint die Stadt darauf hinzuarbeiten, als Wohnort für Privatiers und als Fremdenverkehrsort attraktiv zu werden. In diesem Zusammenhang werden Villengebiete ausgewiesen, beispielsweise die Weststadt (ab 1861) und der Schloßberg, auf dem 1875 mit der Anlage der „Neuen Schloßstraße“ die Villenbebauung der Hanglagen einsetzt. Am Schloßberg entstehen an der Stelle der einstigen Bergstadt, die von alters her ärmlichen Charakter hatte und wegen der Nähe zur Burg an dieser Stelle lag, Villen und Korporationenhäuser mit individuellem Anspruch, die sich in ihren Formen dem Schloß eher zu- als unterordnen. Diesen Villen dient die Hanglage als vornehm-herrschaftliches Element.

Die Rolle des Neckars als Verkehrshindernis und Nordgrenze der Stadt beginnt sich zu wandeln: Seit 1877 verbindet eine zweite Neckarbrücke Heidelberg und seine nördliche Umgebung – und es dauert auch nicht lange, bis diese dem Stadtgebiet eingegliedert wird.

Aber die Stadtregierung beschränkt

sich nicht darauf, das bebaute Stadtgebiet in seiner Attraktivität zu steigern, auch die Umgebung der Altstadt wird einbezogen. Ab der Jahrhundertmitte kümmern sich die städtischen Förster neben der wirtschaftlichen Nutzung auch um ästhetische Werte des Stadtwaldes. So bestellt der Bezirksförster Laumann 1851 Saatgut für fremdländische Bäume (Schwarz-, Zirbel- und Weymouthskiefern). In den nächsten Jahrzehnten werden vermehrt solche Bäume gepflanzt, und bereits aus den 1850er Jahren stammt auch die erste Schutzhütte für Spaziergänger („Rindenhäuschen“). Der Stadtwald wird erschlossen und durch Wegemarkierungen und Ausflugsziele attraktiv gestaltet. Dies können z. B. schön gefaßte Quellen sein, reizvolle Baumpflanzungen („Arbore-

tum“ 1876) oder auch die Anlage von Ausflugszielen wie dem bereits genannten Lokal beim Wolfsbrunnen. Auch die „Molkenkur“, die 1851 als Gaststätte mit Milchwirtschaft am ehemaligen Standort der oberen Burg gegründet wird, gehört in diesen Zusammenhang; sie weist zugleich auch darauf hin, daß die Stadt (vergeblich) versucht, sich als (Terrain-)Kurort und Badeort zu etablieren. Als neue Einrichtung wird 1850 auf dem Königsstuhl auch der Speyerer Hof geplant, zwar als Landgut, doch wird das Projekt im Heidelberger Stadtrat mit dem Hinweis auf Vergnügungsmöglichkeiten begrüßt. Ende des 19. Jahrhunderts baut die Stadt eine Wasserversorgung über Hochbehälter auf. Diese sind, sofern sie an Waldwegen liegen, architektonisch gestaltet und damit konse-

quent als dekorative Ausstattung der Waldflur aufgefaßt. Neben kommunalen Initiativen gibt es auch private Bestrebungen, wie etwa 1881 die Stiftung eines „Lustschlößchens mit Aussichtsturm“, der Posseltslust. Diese Anlage steht südwestlich des Kohlhofs als aufwendige Parkarchitektur im Heidelberger Wald. Privatleute sind es natürlich auch, die Ausflugslokale an besonders reizvollen Standorten eröffnen, etwa das Restaurant „Philosophenhöhe“ am Beginn des Philosophenwegs (1885) oder auch Lokale in den Tälern Handschuhsheims und Rohrbachs.

Die Erschließung des Königsstuhls als Ausflugsgebiet führt sogar zum Bau einer Bergbahn, die 1890 mit den Stationen Schloß und Molkenkur beide



■ 9 Hochbehälter an der Schneebergquelle am Heiligenberg. Erbaut 1910/11.



■ 10 Eine Situation wie im Schwetzingen Schloßgarten: die Posseltslust von 1881.



■ 11 Hinweisstein für den inneren Ringwall auf dem Heiligenberg.

Standorte der mittelalterlichen Burgen anfährt und 1907 schließlich bis auf die Bergspitze des Königsstuhls führt, wo ja bereits ein Aussichtsturm steht. Während des 19. Jahrhunderts hatten, von Waldarbeitern und Jägern abgesehen, nur Wanderer die Höhen des Königsstuhls besucht. Gegen Ende des Jahrhunderts kommt dann eine neuartige, nämlich wissenschaftliche Nutzung hinzu: die Landessternwarte, gebaut 1895/97, leitet eine Reihe technischer Einrichtungen ein, die in späterer Zeit auf dem Berg entstehen.

Das Interesse an Altertümern, d. h. auch an den geschichtlichen Zeugen im Wald, das zu Beginn des Jahrhunderts eher privater Natur war (Charles Graimberg), wird Jahrzehnte später von breiten Gruppen getragen. Abzulesen ist dies an der Setzung von Markierungssteinen für den 1860 entdeckten keltischen Ringwall auf dem Heiligenberg oder auch am Bau des Aussichtsturms bei der Ruine des Stephanklosters, dessen Inschrifttafel eine eigenwillige Form von Geschichtsbewusstsein bekundet: „1885 errichtet an der Stelle und aus den Trümmern der Klostergebäude durch den Verschönerungsverein Neuenheim und Freunde aus der Umgebung.“

Insgesamt war die romantische Annäherung an die Umgebung gegen Ende des Jahrhunderts einem touristischen und kommerziellen Umgang mit der Landschaft gewichen.

Die Berge als Ort politischer Demonstration

In der näheren Umgebung der Altstadt waren im Verlauf des 19. Jahrhunderts viele Bauten und Attraktionen im Wald entstanden oder ins Blickfeld gerückt, deren Bedeutung in unterschiedlichen Bereichen liegen: Zeugnisse des Alltagslebens, Schauplätze sagenhafter Begebenheiten, Reste historischer Bauwerke, touristische Einrichtungen wie Wegweisersteine für Spazierwege sowie Aussichtstürme und Ausflugsrestaurants.

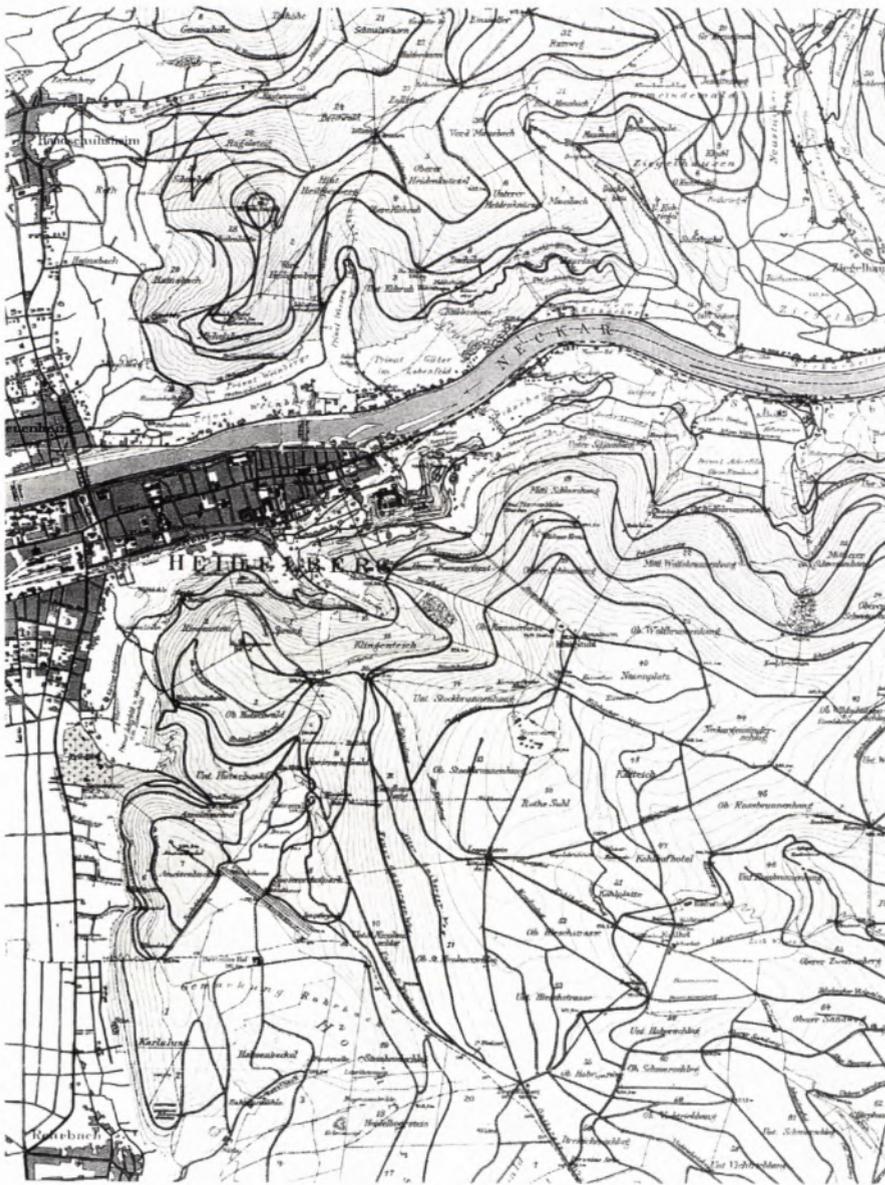
Bei der Wiederentdeckung und Wertschätzung von Zeugnissen der Vergangenheit, besonders der kurfürstlichen Zeit, waren durchaus vaterländische Motive im Spiel. Doch dann, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, entsteht auf dem mittlerweile zur Heidelberger Gemarkung gehörenden Heiligenberg das erste politische Denkmal: Oberhalb des Philosophenwegs wird 1903 ein Bismackerturm eingeweiht (gebaut nach abgewandeltem Entwurf von Wilhelm Kreis). Er bildet den Auftakt zu weiteren politischen Bauten in späterer Zeit.

In diesen Jahren breitet sich auch ein Villenviertel am Hang des Heiligenbergs aus, das bald bis an den Philosophenweg anschließt, so daß die Bebauungsgrenze schließlich der gegenüberliegenden Schloßbergbebauung entspricht. Am Philosophenweg 12 errichtet Friedrich Ostendorf im Auftrag der Universität in den Jahren 1910–13 das Physikalische Institut. Mit diesem Institutsgebäude bezieht die Universität einen der prominentesten Orte in Heidelberg, den Südhang des Heiligenbergs. Bisher hatte sie die Altstadt als Standort nur in zwei Fällen verlassen: Klinikum und Botanischer Garten in der Ebene Bergheims (1870 ff. bzw. 1834). Weitere universitäre Forschungseinrichtungen in Höhenlage folgen erst Jahrzehnte später auf dem Königsstuhl.

Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Erschließung der Berge vorangebracht, indem man in „Notstandsarbeiten“ der zwanziger Jahre Fahrwege errichtet, zum Beispiel den Waldweg in Handschuhshaus, der auf den Heiligenberg führt. Etwa gleichzeitig setzen die ersten Überlegungen ein, auf dem Gaisberg am Königsstuhl einen Ehrenfriedhof für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs anzulegen. Der Plan wird erst 1933–35 ausgeführt. Auf dem gegenüberliegenden Heiligenberg wird fast gleichzeitig, 1934/35, nach Entwurf von Hermann Alker die Thingstätte gebaut – und gerade dort, weil man mit dieser Standortwahl eine Kontinuität zum keltischen Heiligtum herstellen will. Interessant ist dabei,



■ 12 Aussichtsturm beim Stephanskloster auf dem Heiligenberg, erbaut 1885 aus den Steinen der Klostersruine. Fast gleichzeitig, 1886, wird nebenan die Ruine von St. Michael freigelegt!



■ 13 Der Vergleich zum Stadtplan von 1860 zeigt, wie weit die Erschließung des Waldgebiets fortgeschritten ist und wie dicht die Umgebung mit Ausflugszielen ausgestattet ist. Plan der Waldumgebung Heidelbergs von Otto Petters. Stand 1909. M 1:16 000. (Original in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe.)

wie Oberbürgermeister Neinhaus in der Eröffnungsrede für die Thingstätte einen räumlich-symbolischen Bezug zwischen den beiden Anlagen herstellt: „Und so wölbt sich ... von Berg zu Berg über dem Tal und dem Gewirr der Straßen und Gassen ... die unsichtbare Brücke, auf der die Soldaten des großen Krieges und die Soldaten der Bewegung zu stummen Schwur die Hand sich reichen...“ (Heidelberger Tagblatt, 24. 6. 1935). Mit der Anlage des Ehrenfriedhofs (Erweiterung 1953) und der Thingstätte nimmt die politisch-symbolische Ausdeutung der Berge extreme Ausmaße an.

Die Umgebung als Naherholungsgebiet und Bodenressource

Nach 1945 erreicht die Wechselwirkung zwischen Stadt und Landschaft

neue Dimensionen. Bestehende Ansätze zur Nutzung, wie Wohnbebauung, Forschung und Technik sowie Verkehrserschließung, nehmen zu. 1961 bzw. 1968 wird am Westhang des Königsstuhls mit den Siedlungen Boxberg und Emmertsgrund eine Trabantenstadt für über 10 000 Einwohner erbaut, weiter oben am Berg entstehen Max-Planck-Institute für Kernphysik und Astronomie sowie das Europäische Labor für Molekularbiologie (1968, 1969, 1978). Neben der Forschung faßt auch die Technik Fuß: Der alte Aussichtsturm auf dem Königsstuhl weicht einem Sendeturm des Süddeutschen Rundfunks, der zugleich als Aussichtsturm dient. In der Nähe entstehen weitere Sende-einrichtungen. Gleich nebenan wird der Freizeitwert des Berges durch den „Märchenpark Königsstuhl“ gesteigert. Damit ist in bezug auf den „genius loci“ der maximale Abstraktionsgrad erreicht. Touristische Einrichtungen

aus jüngster Zeit zeigen eine Rückkehr zur traditionellen Möblierung der Landschaft mit Gedenksteinen, Schutzhütten usw.

Die Stadt und „ihre“ Landschaft

Die Bedeutung Heidelbergs erwuchs jahrhundertlang aus zwei wichtigen Funktionen der Stadt: Sie war Residenz der Pfälzer Kurfürsten und Sitz einer bedeutenden Universität. Diese Stellung der Stadt änderte sich jedoch, als 1720 der kurpfälzische Hof nach Mannheim verlegt wurde. Heidelberg verlor an politischer und wirtschaftlicher Bedeutung. Hinzu kam eine Krise der Universität, so daß die Stadt gegen 1800 im Dornröschenschlaf zu versinken drohte und ihre Bedeutung nur noch in ihrer Vergangenheit bestanden hätte. Doch in der Zeit um 1800 liegen auch die Ansätze zu einer neuen Identität. Die Universitätsreform, gekoppelt mit einer gezielten Berufungspolitik, verhalf der Universität und damit auch der Stadt zu neuer Bedeutung. Zeitgleich und vielleicht auch in Wechselwirkung damit priesen Künstler und berühmte Reisende die landschaftliche Schönheit Heidelbergs oder hielten diese in Zeichnungen und Gemälden fest. Damit war das Bild gemeint, das sich aus der Altstadt, dem Neckar, der Schloßruine und den rahmenden Bergen Heiligenberg und Königsstuhl ergibt. Heidelberg wurde zum Schauplatz einer romantischen Bewegung, die das Zusammenspiel von Stadt und Landschaft ästhetisch würdigte. Auch die geschichtlichen Zeugnisse wurden, oft romantisch verklart, in dieses Bild einbezogen. Dies war der Beginn der bewußten Integration der Landschaft in das Selbstverständnis Heidelbergs und die städtische Entwicklung, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kontinuierlich stattfindet.

Stadt und Landschaft werden damit zur Einheit und zum Objekt bewußter Veränderung, wie an den zahlreichen gestaltenden Eingriffen des 19. Jahrhunderts zu erkennen ist. Als Ausgangspunkt bleibt, wie dargestellt, immer die Grundkonstellation von historischen Zeugnissen und landschaftlich reizvollen Situationen wirksam. Die Grenzen zwischen dem Natürlichen und dem Gestalteten werden dabei fließend. Dies wird am Beispiel gärtnerischer Eingriffe wie etwa optisch wirkungsvoller Baumpflanzungen deutlich (Eßkastanien als hellgrüner Hintergrund der Schloßruine) oder umgekehrt an der Integration des Natürlichen in das Gesamtbild (Naturschutzgebiet „Felsenmeer“). Auch die hier beschriebene **Gestaltung** der Umgebung (und der

Stadt) als Ausflugsziel kann als eine Form der Nutzung aufgefaßt werden, die übrigens auch heute noch fortgeschrieben wird. Daneben setzt sich auch Nutzungsgeschichte in Form des schlichten Gebrauchs der Landschaft fort, wie etwa im Bau des Max-Planck-Instituts für Astronomie, das – aufgrund seiner architektonischen Qualitäten – wohl in die neue Ausgabe des Dehio-Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler aufgenommen werden wird.

Die Stadt in der Landschaft?

Auf den gesamten hier betrachteten Zeitraum bezogen, stellt sich in der Heidelberger Landschaft eine reich verflochtene Nutzungsgeschichte dar, die wegen ihrer häufig wechselnden Nutzungen/Nutzergruppen und deren Bezug zur Stadtgeschichte reiches Quellenmaterial bietet. Das bedeutet, daß wir es mit einer seltenen räumlichen und zeitlichen Dichte der geschichtlichen Zeugnisse zu tun haben, die, und das gibt ihnen eine entscheidende zusätzliche Bedeutung, untereinander verknüpft sind durch verschiedene Formen des Rückgriffs auf die Geschichtlichkeit der Landschaft.

Die Umgebung der Heidelberger Altstadt ist eine Kulturlandschaft, der vor allem wegen der historisch gewachsenen (Bedeutungs-)Vielfalt hoher Stellenwert zukommt. Darin liegt auch die Antwort auf die eingangs formulierte Frage: Diese Landschaft geht die Denkmalpflege **sehr viel** an. Sie stellt nämlich ein Kulturdenkmal im Sinne einer Sachgesamtheit (§2 DSchG) dar, einer Vielzahl von historisch bedeutsamen Objekten, die in ihrer Gesamtheit eine Aussage trägt. Im vorliegenden Beispiel sind dazu nicht nur Artefakte zu zählen, sondern auch natürliche Elemente, die vor allem durch die Heidelberger Romantiker kulturgeschichtlich relevant wurden. Auch für den Fall, daß man das „Stadt-bild“ Heidelbergs über eine Ausweisung als Gesamtanlage (§19 DSchG) schützen wollte, käme man um die Frage nicht herum, ob dazu nicht in gleichem Maße ein „Landschaftsbild“ gehört. Für beide Formen des denkmalpflegerischen Umgangs wird der Gegenstand eine große Herausforderung darstellen, allein schon wegen seiner räumlichen und quantitativen Ausmaße, aber auch wegen der vielfach verwobenen, graduell unterschiedlichen Bedeutung einzelner Elemente und des sensiblen Zusammenspiels von Objekt, Raum und Natur.

Wem der Gedanke von der Kulturlandschaft als Denkmal zu modisch



oder zu kühn erscheint, der möge beim königlich württembergischen Landeskonservator Eugen Gradmann nachlesen. Er formuliert 1908 als Einführung zu einem Bildband „Volkstümliche Kunst aus Schwaben“ eine Darstellung der Kulturlandschaft, die ganz selbstverständlich und ohne weitere Begründung, bei Feldfluren als den „ältesten Kulturdenkmälern“ beginnt, über Grabhügel, Hohlwege, Brücken, Wasserläufe, Fabrikanlagen, Straßen und Straßenbäume usw. weiterführt bis hin zu den Bauten in den Dörfern und Städten, an die man gemeinhin denkt, wenn man das Wort „Kulturdenkmal“ hört.

Literatur:

Amtliche Kreisbeschreibung Heidelberg und Mannheim, Bd. II, Karlsruhe 1968.
 Wilhelm Busch, Humoristischer Hauschatz, München 1893.
 Gerhart Berger/Detlev Aurand (Bearb.), Weiland Bursch zu Heidelberg, Heidelberg 1986.
 Herbert Derwein, Handschuhsheim und seine Geschichte, Heidelberg 1933.
 Herbert Derwein, Die Flurnamen von Heidelberg, Heidelberg 1940.
 Fritz Frey, Die Flurnamen von Handschuhsheim, Heidelberg 1944.
 Die Friedhöfe in Heidelberg, Schriftleitung E. Mushake, Frankfurt 1929.
 Eugen Gradmann, Einführung zum Band „Volkstümliche Kunst aus Schwaben“, Hg. Paul Schmohl, Frankfurt 1977 (Repr. von 1908).
 Günter Heinemann, Heidelberg, München 1983.
 Heidelberger Tagblatt 24. 6. 1935 (Nr. 144).
 Otto Jäger, Die Flurnamen von Neuenheim, Heidelberg 1988.
 Friedrich-Franz Koenemann, Der Heidelberger Stadtwald, Heidelberg 1987.
 Friedrich-Franz Koenemann, Wanderun-

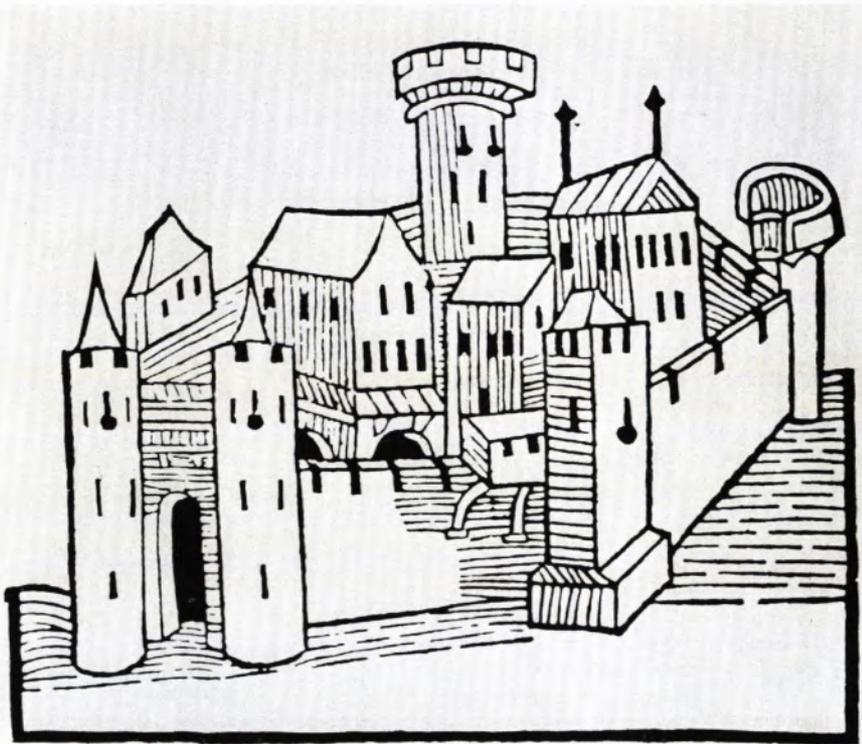
gen durch den Heidelberger Stadtwald, Heidelberg 1990.
 Meinhold Lurz, Die Heidelberger Thingstätte, Heidelberg 1975.
 Peter Marzolf, Heiligenberg St. Michael, München/Zürich 1986 (Schnell Kunstführer Nr. 1594).
 Ludwig Merz, Befestigungen um Heidelberg 1622, in: Ruperto Carola Band 20 (1956), S. 152–162.
 Ludwig Merz/Rolf Kienle, Die Molkenkur, Heidelberg 1983.
 Wolfgang Moers-Messmer, Der Heiligenberg bei Heidelberg, Heidelberg 1987.
 Heinz Musall/Arnold Scheuerbrandt, Bild und Struktur der kurpfälzischen Residenzstadt [...], in: Heidelberger Geographische Arbeiten, Heft 46 (1981), S. 30–59.
 Adolf von Oechelhaeuser, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg, Tübingen 1913.
 Karl-Friedrich Ohr, Die Thingstätte auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, in: DKD 47 (1989), S. 47–53.
 Karl Pfaff, Heidelberg und Umgebung, Heidelberg 1897.
 Georg Poensgen, Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, Heidelberg 1965.
 Ursula Reichert, Musik in Heidelberg, Die Zeit der Romantik, in: Musik in Heidelberg 1777–1885, Katalog Kurpfälzisches Museum Heidelberg 1985.
 Heinrich Schmith, Neuenheim, Heidelberg 1928.
 Aloys Schreiber, Heidelberg und seine Umgebungen, Heidelberg 1811.
 Topographia Palatinatus Rheni et Vicinarum Regionum. [...] gegeben und verlegt durch Mattheum Merian. 1645. Stuttgart [o. J.] (Repr.).
 Franz Vogelsang, Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg, Heidelberg 1965.

Dr. Claudia Dutzi
 LDA • Inventarisierung
 Durmersheimer Straße 55
 7500 Karlsruhe 21

Die Stadt um 1300 – Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch

Ausstellung zur Stadtarchäologie in Stuttgart

Andrea Bräuning



■ 1 Die wehrhafte Stadt – Symbol der Ausstellungen in Zürich und Stuttgart.

Erstmals in der Geschichte der jungen Disziplin der Stadtarchäologie in Baden-Württemberg ist es dem Büro für Archäologie der Stadt Zürich und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg gelungen, eine länderübergreifende Ausstellung über Lebensgefühl und Lebensform in der Stadt um 1300 zu organisieren. Was einst zum gleichen Kulturraum gehörte – politisch betrachtet in den Grenzen des ehemaligen Herzogtums Schwaben und heute Südwestdeutschland und die Nordschweiz umfaßt – wird durch die Zusammenschau der Ergebnisse der Stadtarchäologie wieder als Ganzes lebendig. Konzipiert von Judith Oexle (früher Konstanz) und Jürg Schneider (Zürich) und unter Mitwirkung zahlreicher Kolleginnen und Kollegen aus der Schweiz und Baden-Württemberg war die Ausstellung von Mai bis Juli 1992 im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich zu sehen und wird nun leicht verändert im „Haus der Wirtschaft“ in Stuttgart präsentiert. Ein zur

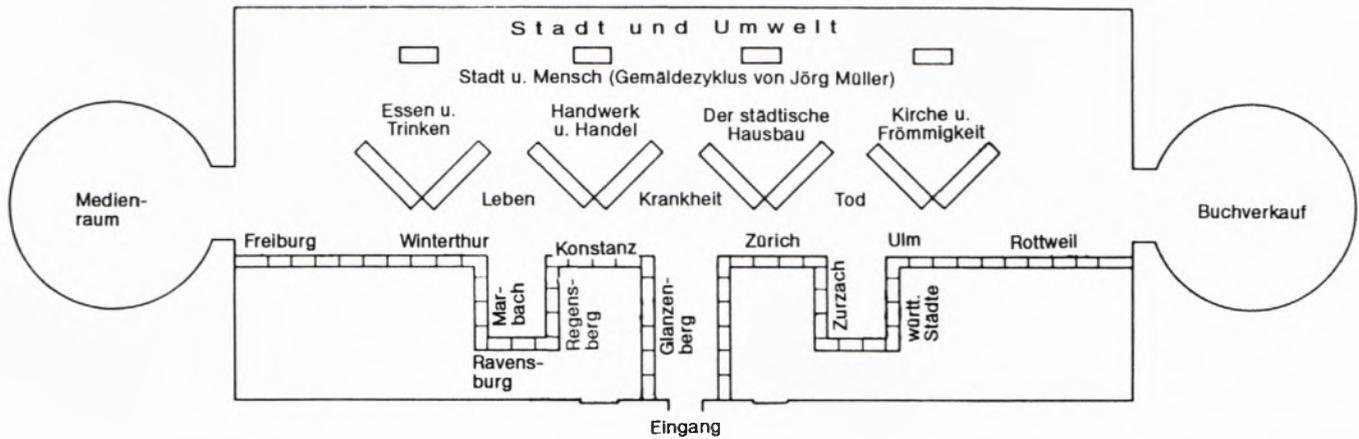
Ausstellung erschiener Katalog – Verdienst des plötzlich verstorbenen Niklaus Flüeler – legt die wissenschaftlichen Ergebnisse der archäologischen Forschung der letzten zwanzig Jahre aus beiden Regionen attraktiv und komprimiert dar.

Warum eine Ausstellung „Die Stadt um 1300“

Ausschlaggebend für die Eingrenzung des Zeitraums auf die Zeit um 1300 ist – methodisch betrachtet – das geglückte Zusammenspiel der Mittelalter- und Kunstgeschichte mit der Archäologie, das auf der ausgewogenen Quellenlage beruht: Besonders in diesem Zeitraum kann die Archäologie zu allen Lebensbereichen – durch die andere Fragestellung, den anderen Blickwinkel oder andere Details – wesentliches beisteuern. Geschichte wird dadurch plastischer und konkreter erfahrbar als bisher.

Inhaltlich gesehen ist der gewählte Zeitraum gekennzeichnet durch Zäsuren in fast allen Lebensbereichen: Es ist die Blütezeit der Städtegründungswelle mit ihrem Höhepunkt um 1220 bis 1320 – über 300 in Baden-Württemberg – und der daraus resultierenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen wie dem Territoriausbau und der Landfriedensordnung. Damit verbunden sind die Erweiterung lokaler Märkte sowie die Intensivierung des Fernhandels und der verstärkte Übergang zur Geldwirtschaft. Weil die Handwerker der Stadt im Gegensatz zu den Handwerkern auf dem Land für den Markt produzierten, konnte sich der Handwerkerstand herausbilden. In Folge davon kam es zu zahlreichen technischen, organisatorischen und wirtschaftlichen Neuerungen.

Auf religiösem Gebiet drückt sich die „Frömmigkeit“ besonders klar in der Stadt durch die intensive seelsorgeri-



sche Betreuung der städtischen Bevölkerung durch die zahlreichen Bettelorden aus, die sich im 13. Jh. nach und nach in den Städten niederließen und Klöster und Kirchen bauten.

Die Umsetzung

Die unterschiedlichen Aspekte – wie sich die einzelnen Städte herausbildeten – werden in der Ausstellung durch 14 repräsentative Städteporträts beleuchtet. Die den Städten gemeinsamen Strukturen hingegen vermitteln sieben Lebenskreise. Diese sind eingebettet in den oben skizzierten geschichtlichen Hintergrund und stehen exemplarisch für einzelne Segmente des städtischen Lebens. Ihre Auswahl und ihr Umfang ergeben sich aus dem archäologischen Material.

„Bürger und Bauer trennt nichts denn Hag und Mauer“

Durch das Stadttor betreten wir die mittelalterliche Stadt. Wie eine Hülle schließt sich die „Stadtmauer“ um die auf knapp 600 m² präsentierte Ausstellung, in deren „Mauer“ die Städtepor-

träts eingefügt sind. „Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag“ bedeutete für den Bürger im Rechtsinn neben städtischen Freiheiten auch Pflichten wie die Sicherung der Stadt (wie zum Beispiel der Wehr- und Feuerwehrdienst). Wie hinter den engen Mauern gelebt wurde und welche spezifischen Probleme sich aus dem engen Miteinander ergeben, wird in den einzelnen Lebenskreisen angeschnitten: Die mit Text- und Bildtafeln gestalteten und mit Exponaten versehenen offenen Ausstellungs-dreiecke – hin und wieder mit Fenstern und Durchlässen durchbrochen – symbolisieren „offene Häuser“. Wirft man einen Blick hinein, gewinnt man einen Eindruck vom Treiben in der mittelalterlichen Stadt.

Leben, Krankheit und Tod

Um die „Häuser“ herum zieht sich das „blaue Band des Lebens“ – Geburt, Jugend und das Leben der Erwachsenen, Krankheit und Tod werden dargestellt. Das Wissen stützt sich überwiegend auf Schrift- und Bildquellen

■ 2 Stuttgart, Haus der Wirtschaft, Ausstellungsplan „Die Stadt um 1300“. In die Mauer fügen sich die Städteporträts ein. Die Ausstellungs-dreiecke symbolisieren „offene Häuser“, sie gewähren Einblick in die verschiedenen Lebenskreise. Gegenüber dem Eingang, dem Fensterbereich vorgeblendet, der Gemäldezyklus von Jörg Müller aus Biel.



■ 3 Ulm. Ausschnitt aus dem spätmittelalterlichen Friedhof der Franziskaner auf dem Münsterplatz. Im Bild vier Bestattungen aus dem äußeren Chorbereich im Nordosten. Die Nähe zu den Reliquien „ad sanctos“ avancierte im späten Mittelalter zum Statussymbol. Neben der chronologischen Verteilung innerhalb des Friedhofsareals liefern auch anthropologische Untersuchungen Hinweise zum Status des Verstorbenen: So läßt sich der Gebrauch von Zucker, der nur vermögenden Schichten erschwinglich war, anhand von kariösen Zähnen nachweisen.



■ 4 Konstanz. Nur noch zwei Geschosse haben sich von dem einst mehrstöckigen repräsentativen Wohnturm unter seinem Barockdach erhalten.

sowie anthropologisches Material. Ursachen für Krankheit und Tod sowie auch das Begräbnisritual sind archäologisch nicht erschließbar. In jüngster Zeit konnten jedoch durch das Bergen ganzer Friedhöfe und die anschließende anthropologische Untersuchung des Skelettmaterials neue wesentliche Erkenntnisse zu Krankheit und Tod gewonnen werden.

Der städtische Hausbau

Architektur als gestalterisches Element ist ein zentrales Thema dieses Lebenskreises. Durch Stein- und Fachwerkbau werden mehrgeschossige Gebäude möglich: Symbole für die zunehmende „Versteinerung“ der Städte. Neben repräsentativen Funktionen als Steinhaus und Wohnturm – wie z. B. in Konstanz und Zürich – verdeutlichen sie eine Verlagerung der horizontalen Bauweise mit Grubenhaus, Speicher, Vorratsgrube in die Vertikale mit Kellergeschoß und aufgehendem Erd- und Obergeschoß. Die Wohnverhältnisse kultivieren sich: Die jetzt heizbare Stube (Kachelofen) und das Aufkommen von Glasfenstern legen Zeugnis davon ab. Details zu Konstruktionen, Bauweise und Baumaterial öffentlicher und privater Gebäude sowie die Funktion verschiedener Räume und deren Aufteilung werden umfassend dargestellt. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Parzellierung der Flächen und deren Bebauung – Plätze entstehen, Gartenareale verschwinden innerhalb der Mauer, Grundstücksgrenzen zeichnen sich ab, Gassen- und Straßenstrukturen bilden sich heraus –, die im mittelalterlichen Städtebild bis heute noch nachwirken und es prägen.



■ 5 „Syro-fränkisches Glas“ (aus Konstanz) belegt weit verbreitete Handelsbeziehungen bis in den Nahen Orient.



■ 6 Ein Aquamanile (aus Farndau) weist auf die kultivierten Tischsitten der neu sich bildenden städtischen Oberschicht.

Essen und Trinken

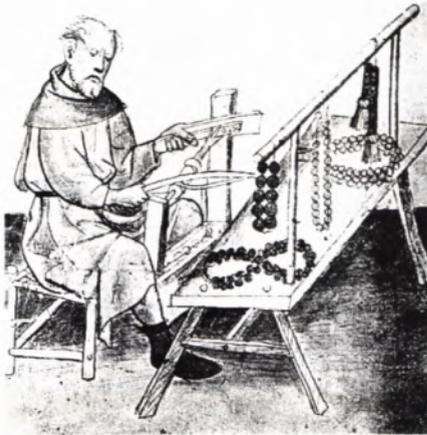
Der opulent gedeckte Tisch verdeutlicht, wie die städtische Oberschicht tafelte: Für sie erschwinglich und zur Repräsentation verwendet werden jetzt hochdifferenzierte mehrteilige Geschirrsätze aus Metall, Keramik und Glas sowie Spezereien wie Granatapfel, Feige und Pfeffer. Als „Goldgrube“ für diese Erkenntnisse erweisen sich die archäologischen und paläobotanischen Untersuchungen der Latrinenverfüllungen.

Das karge Mahl, die Mangelernährung wie „muos und brot“ der Mehrheit der Bevölkerung, läßt sich archäologisch viel schwerer fassen. Ihr verwendetes Tischgeschirr war überwiegend aus Holz und erhält sich nicht so gut wie Keramik. Die Armut erschließt sich vor allem aus Bild- und Schriftquellen, ernährungsbedingte Mangelerscheinungen können aber heute auch durch anthropologische Untersuchungen der Skelette nachgewiesen werden.

Handwerk und Handel

Dieser Lebenskreis zeigt einen Ausschnitt aus der Arbeitswelt des arbeitsteiligen, genossenschaftlichen Handwerks in der Stadt. Exemplarisch ausgewählte Berufe wie Hafner (Töpfer), Textilhersteller, Küfer (Böttcher), Gerber, Schuhmacher und Paternosterer (Rosenkranzmacher) zeigen sowohl den damaligen Stand des Handwerks als auch die wirtschaftlichen Verflechtungen mit den ländlichen Rohstofflieferanten und den Absatzmärkten. Mit Hilfe der verwendeten Geräte und Werkzeuge wird das traditionelle Handwerk in den einzelnen Fertigungsabschnitten vom Rohmaterial bis zum Endprodukt verständlich dargestellt.

Mit der Produktion über den eigenen Bedarf hinaus für den Handel auf loka-



■ 7 Ein Paternosterer an seiner Werkbank dreht und drehselt Rosenkränze aus Knochen.



■ 8 Halb- und Fertigfabrikate sowie Produktionsabfälle von Rosenkränzen aus archäologischen Grabungen.



len Märkten und überregionalen Messen bis hin zum Fernhandel – ein Kauf-, Lager- und Wohnhaus deutscher Kaufleute in Venedig, das „Fondaco dei Tedeschi“, ist bereits 1228 belegt – wurde eine entscheidende Voraussetzung für die Zusammenschlüsse von Kaufleuten geschaffen wie die 1380 gegründete „Große Ravensburger Handelsgesellschaft“. Neue Exportmärkte öffneten sich, auf denen heimische Tuche wie die „tela di Constantia“ verhandelt wurden.

Kirche und Frömmigkeit

Dieser Lebenskreis läßt sich archäologisch im wesentlichen nur über die Monumentalarchitektur und die dazugehörigen ausgegrabenen Friedhöfe fassen. Die in diesem Zeitraum neu gegründeten Niederlassungen der Bettel- oder Predigerorden (wie Franziskaner, Dominikaner, Augustiner-Eremiten, um nur einige wichtige zu nennen, deren Hauptanliegen der Seelsorge galt) sind Ausdruck dieser neuen „Frömmigkeit“. In der Ausstellung verdeutlicht diese neue Religiosität exemplarisch der Neubau der Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen um 1220 durch die aufstrebende Stadt und nicht durch das zuständige Domkapitel (zu Speyer). Gleichzeitig errichteten die zahlreichen Bettelorden weitere Klöster und Kirchen in Esslingen, so daß die soziale Topographie der Stadt wesentlich verändert wurde. Diese Bauten prägen die Stadtsilhouette noch heute.

In den Zuständigkeitsbereich der Bettelorden – von der Weltkirchlichkeit immer wieder bestritten – fiel auch das Begräbnis. So verwundern die zahlreichen Bestattungen im Kircheninnern und um die Kirche nicht: Entscheidend war die Nähe zu den Reliquien im Altarbereich „ad sanctos“, die zum Statussymbol avancierte.

Stadt und Mensch

Dem Fensterbereich in der Ausstellung vorgeblendet ist der Lebenskreis „Stadt und Mensch“, er bedeutet die soziologische Differenzierung der Bevölkerung aufgrund ihrer verschiedenen Funktionen in der Stadt: Einerseits entsteht eine Führungsschicht, die sich mit ihren anderen Lebensgewohnheiten von der übrigen Bevölkerung abgrenzt; andererseits festigen sich neben dem städtischen Klerus die Stände der Kaufleute und Handwerker, die zusehends an politischer Macht gewinnen und ihre Stellung

■ 9 Esslingen. Blick in die Grabung von 1962 im mehrphasigen Chor der Stadtkirche St. Dionysius.

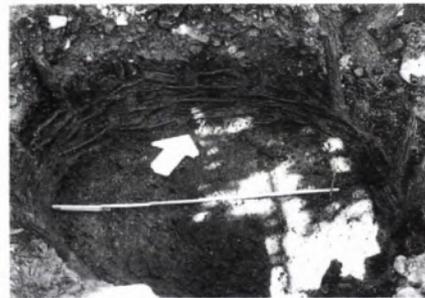


■ 10 Die Entsorgung häuslicher Abfälle erfolgte über Fallrohre in „Ehgräben“ (Konstanz). Foto: G. Wolf.

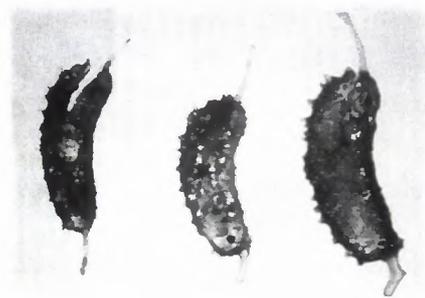
ausbauen. Die Gesamtheit der verschiedenen Gruppen konstituieren das Leben in der Stadt, das Jörg Müller (Biel) in seinem Jahreszeitenzyklus in vier großen Wandbildern zusammenfassend zeichnerisch umsetzt – im bewußten Kontrast zu den Realien. Diese synoptische Darstellung lädt zum Verweilen und Weiterdenken ein und ist als Versuch gedacht, die unterschiedlichsten Forschungsergebnisse nebeneinanderzustellen und lebendig zu machen.

Stadt und Umwelt

Auf den Rückseiten der Gemälde findet sich der Lebenskreis „Stadt und Umwelt“. Umweltprobleme waren erstaunlicherweise auch schon im 14. Jh. relevant. Sowohl die Versorgung der Bevölkerung mit Trink- und Brauchwasser – die Brunnenwerke Ulms gehören nach Lübeck (1294) zu den ältesten – als auch die Entsorgung des anfallenden Drecks und Mülls (seien es Fäkalien, Haus- oder Gewerbeabfälle) schufen immense Probleme. Diese wurden von Stadt zu Stadt unterschiedlich gelöst. In Konstanz zum Beispiel plante man mit Haus- und Gewerbemüll die Flachwasserzone des Bodensees zur Landgewinnung auf. Das dadurch extrem eutrophierte Gewässer – durch botanische Analysen belegt – spricht für Gewässerverschmutzung



■ 11 Auch Latrinen dienen zur Entsorgung des Haus- und Gewerbemülls (Villingen).



■ 12 Konstanz, Am Fischmarkt. Samen des „Teichfadens“ in fünffacher Vergrößerung aus den Auffüllschichten am ehemaligen Bodenseeufer. Diese Wasserpflanze gedeiht besonders gut in verunreinigten Gewässern.

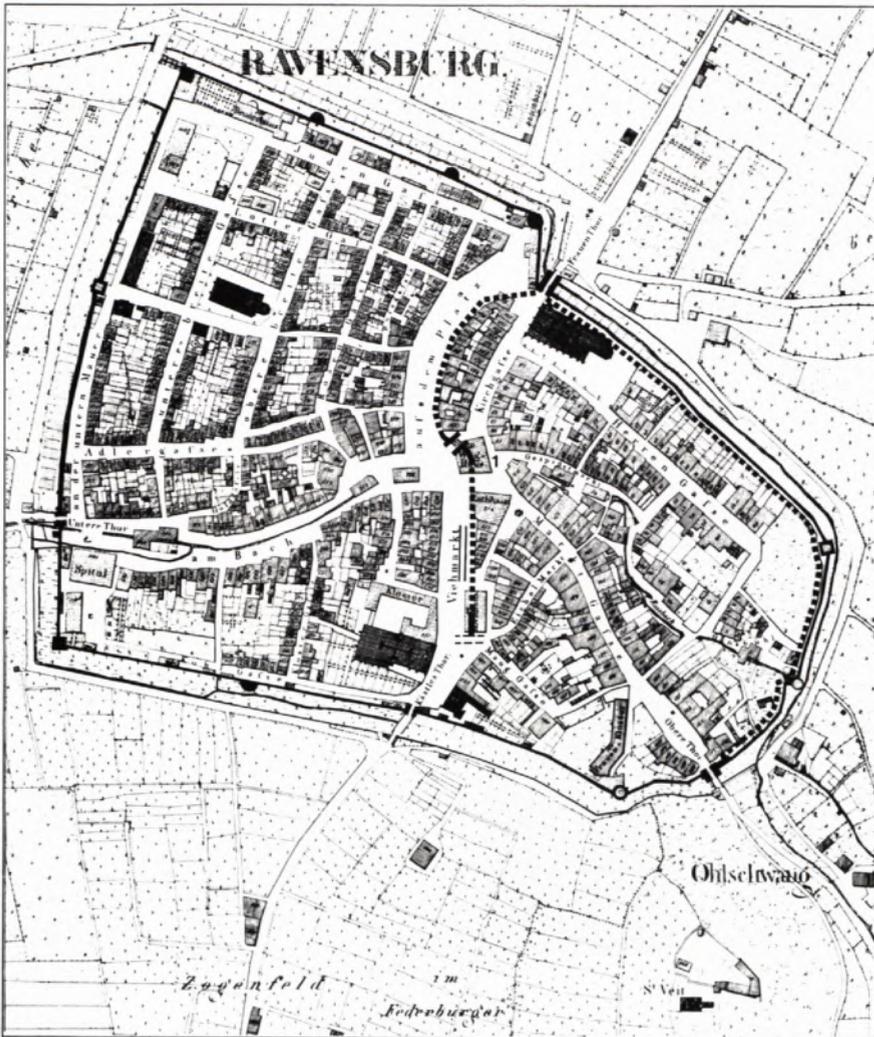
bisher unbekanntem Ausmaßes. Ein anderer Eingriff in die Natur im 13./14. Jh. bedeutet die systematische Rodung der Wälder, notwendig zur Gewinnung von Kulturlächen und aufgrund des Bedarfs an Holz für Handwerk, häusliche und gewerbliche Nutzung sowie für Bauvorhaben. Die Nürnberger, die diesen Raubbau an der Natur erkannten, betrieben bereits 1294 mit ihrer Waldordnung eine systematische Aufforstung des Reichswaldes.

Auch die Luftverschmutzung stellte bereits ein Faktum dar: Dies zeigen botanische Untersuchungen, die Ablagerungen von Schwermetallen aus der Luft in normal mineralarmen Hochmooren (wie im Ostallgäu) nachweisen – ein Indiz für Gewerbe, z. B. Erzverhüttung, in der Nähe.

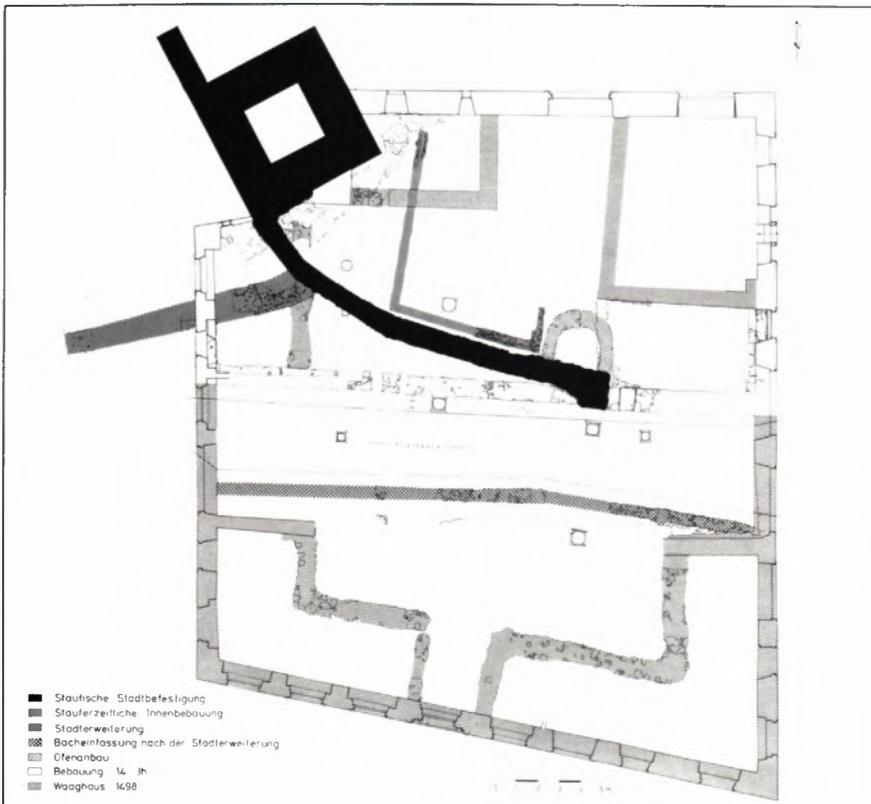
Die Städteporträts

Für die Auswahl der 14 Städteporträts waren vor allem die topographische Lage und die jeweiligen individuellen Umstände ihrer Gründung ausschlaggebend.

Für die „zentralen Orte“, die oft auf römische Tradition zurückgehen, stehen die königlichen und bischöflichen Städte wie Konstanz und Zürich. Aus der Königspfalz Ulm, an einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt an der Donau gelegen und wichtigster schwäbischer Vorort der Stauer, entwickelte sich Ulm langsam zur Stadt. Zur Sicherung ihrer territorialen Erwerbspolitik kam es zu planmäßig angelegten Stadtgründungen wie Freiburg, Rottweil, Winterthur und Ravensburg durch die Stauer, Welfen, Zähringer und andere. Ravensburg steht aber auch für die Burg als Vorsiedlung, aus der sie sich zur Stadt entwickelte. Die Herzöge von Teck gründeten die andere exemplarisch ausgewählte Burgstadt Marbach am Neckar, die sich aus einem Herrenhof (curtis) entwickelte. Den Grafen von Tübingen sind die Gründungen der heutigen Städte Böblingen, Sindelfingen und Herrenberg zuzuschreiben. Glanzenberg (Kanton Zürich) zählt zu den Stadtwüstungen: es ist also eine kurzlebige Stadt, die bald zerstört und dann aufgelassen wurde. Zum Schluß seien noch Sonderformen wie Regensberg (Kanton Zürich) und saisonale Orte wie die Messestädte erwähnt. Für die Standortwahl von Zurzach am Hochrhein (Kanton Aargau) waren einerseits die geographischen Begebenheiten – wie der Rheinübergang, der bis auf die Römerzeit zurückgeht – ausschlaggebend, andererseits religiöse Ereignisse: Die Wallfahrten zum Grab der Heiligen Verena stehen im engen Zusammenhang mit dem Aufblühen der Märkte in Zurzach.



■ 13 Stadtentwicklung von Ravensburg. Am Fuß der „Ravenspurch“ (südöstlich im Bild, St. Veit) entwickelte sich im 12. Jahrhundert die welfische Stadt mit ihren unregelmäßig verlaufenden Gassen (im Osten), umgeben von einer Stadtmauer mit Türmen und Toren. Die gepunktete Linie gibt den vermuteten und teilweise archäologisch belegten Verlauf wie z. B. im Waaghaus (1) an. Seit dem 14. Jahrhundert wird die Stadt planmäßig nach Westen in die Schussenebene erweitert (durchgezogene Linie), der alte Stadtgraben verfüllt (Viehmarkt, Marktplatz). Hier entstand dann das Stadtzentrum mit seinen typischen repräsentativen und öffentlichen Gebäuden wie dem Rat-, Waag- und Kornhaus. Kartengrundlage: Urflurkarte Ravensburg 1 : 2500 von 1825. Reproduktion hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Vervielfältigung genehmigt Az.: 2.05/796.



■ 14 Ravensburg. Grabung im „Waaghaus“ mit dem Verlauf der im 12. Jahrhundert errichteten älteren Stadtbefestigung mit Stadtmauer und Stadtturm.

Informationen, Ausstellungsort, Öffnungszeiten

Die Ausstellung „Die Stadt um 1300 – Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch“ wird in Stuttgart vom **26. Mai bis 22. August 1993** im „Haus der Wirtschaft“, Willi-Bleicher-Str. 19, gezeigt. Sie ist täglich (außer am Montag) von 10.00–18.00 Uhr geöffnet, am Donnerstag bis 20.00 Uhr.

Die Ausstellung wird eingerahmt von einem Medienraum (mit Videos) und einem Bücher- und Informationsbereich mit einem umfassenden Bücherangebot zum Mittelalter, sei es Archäologie oder Geschichte.

Ferner begleitet ein Rahmenprogramm mit ausgewählten Vorträgen zur Stadtarchäologie die Ausstellung. Diese finden jeweils am Dienstag bzw. Mittwoch im „Vortragssaal mit Foyer“ im „Haus der Wirtschaft“ um 18.00 Uhr statt. Es referieren am:

- 8. Juni 1993 Dr. D. Lutz (Heidelberg)
- 15. Juni 1993 Frau Dr. J. Oexle (Dresden)
- 30. Juni 1993 PD Dr. H.-J. Küster (München)
- 6. Juli 1993 Dr. J. Schneider (Zürich)
- 13. Juli 1993 Prof. Dr. G. Fehring (Lübeck)

Der Eintrittspreis beträgt DM 6,-, der Vorzugspreis DM 4,-; Ermäßigung für Gruppen und Schulklassen nach Voranmeldung.

Der broschürierte, 509 Seiten umfassende Ausstellungskatalog kostet 52,- DM. Es wird täglich um 16.30 Uhr durch die Ausstellung geführt (im Eintrittspreis inbegriffen). Ferner werden an den Wochenenden am Sonntag von 11–12 und von 14–15 Uhr zu speziellen Themen der Stadtarchäologie Sonderführungen angeboten.

Weitere Führungen nach Absprache: Tel. (07 11) 6 41 20 47; ab 10. Mai bis zum Ende der Ausstellung: Tel. (07 11) 1 23 25 30.

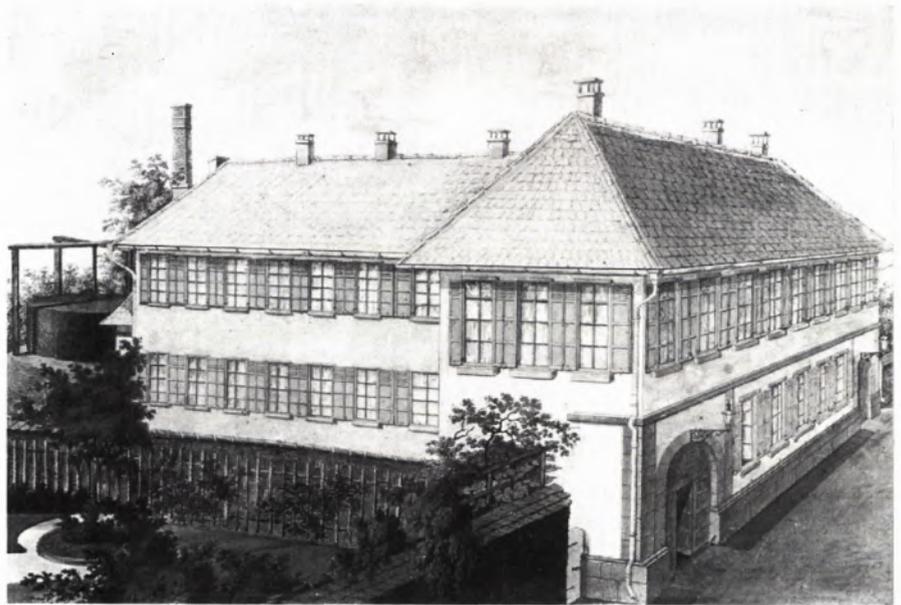
Schriftliche Anfragen richten Sie bitte an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Silberburgstr. 193, 7000 Stuttgart, Telefax: (07 11) 6 47 25 57.

Dr. Andrea Bräuning
LDA • Archäologische
Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1

„Fabrik“ – „Verbotener Eingang“

Ott-Pausersche Silberwaren- und Bijouteriefabrik
in Schwäbisch Gmünd

Wolfgang Mayer



■ 1 Die Ottsche Fabrik (Ott & Cie.) 1856
(Gouache, 37,4 x 50,9 cm, Stadtmuseum
Schwäbisch Gmünd).

An der Tür zu den Fabrikationsräumen der Ott-Pauserschen Silberwaren- und Bijouteriefabrik in Schwäbisch Gmünd sind diese beiden Schilder zu lesen. Seit 23. September 1992 gelten sie in dieser Form nicht mehr, denn an diesem Tag wurde die Fabrik als „Silberwaren- und Bijouteriemuseum Ott-Pausersche Fabrik“ der Öffentlichkeit übergeben.

Als im Mai 1983 zwei Studenten der Kulturwissenschaften (Volkskunde), welche im städtischen Museum Schwäbisch Gmünd ihr Praktikum absolvierten, eine Begehung durch die Fabrik im Milchgäßle 10, Schwäbisch Gmünd, durchführten, war in der noch jungen Wissenschaft der Industriearchäologie ein Glücksfall eingetreten: eine Fabrikanlage aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Werkhalle, Kontor, Maschinenhalle und Wohnung war vollständig erhalten, vollgepflegt mit allem Inventar wie Maschinen, Mobiliar, Karteien, Geschäftsakten, Musterprodukten und vielem mehr aus einer gesamten Industrie-epoche von über 100 Jahren.

Die Siedlung Schwäbisch Gmünd geht auf eine karolingische Benedik-

tinerzelle des 8. Jahrhunderts zurück. Neben dem Siedlungskern entwickelte sich im Bereich des heutigen Münsterplatzes ein Markt. Im 11. Jahrhundert gelangten beide Kernbereiche an das Herzogsgeschlecht der Staufer. Noch im 12. Jahrhundert erhielt Gmünd die Stadtrechte, und eine erste Umwehrung wurde Anfang des 13. Jahrhunderts durch eine Stadtmauer mit Toren und Türmen ersetzt. Mit dem Ende der Stauferherrschaft im ausgehenden 13. Jahrhundert wurde Gmünd freie Reichstadt. Durch Handwerk und Gewerbe kam die Stadt zu Wohlstand, so daß Anfang des 14. Jahrhunderts die vorstädtischen Siedlungen durch die Stadtmauererweiterung mit eingeschlossen wurden. In dieser Zeit begann man auch mit dem Bau der gotischen Hl.-Kreuz-Kirche, der ersten schwäbischen Hallenkirche (1521 vollendet, 1926 zum Münster erhoben). Durch das sich entwickelnde Edelmetallgewerbe und den damit gewonnenen Reichtum erlebte Gmünd in der Zeit des Spätbarocks eine rege Bautätigkeit, deren Bauten das Stadtbild noch heute prägen. Ältere Bausubstanz wurde zum Teil beseitigt; so wurden zu dieser Zeit auch die noch erhalte-



■ 2 Werkraum im 1. Obergeschoß.

nen Tore der Staufermauer abgebrochen. 1803 fiel die freie und unmittelbare Reichstadt Gmünd im „Reichsdeputationshauptschluß“ den Herren von Württemberg zu.

Gmünd, im 18. Jahrhundert noch eine blühende Handelsstadt, welche ihre Gold- und Silberwaren in die ganze Welt exportierte, war durch die napoleonischen Kriege 1796–1815 vom Export abgeschnitten. Arbeitslosigkeit und Hungersnot ließen die Stadt derart verarmen, daß 1818 fast 20 Prozent der etwa 5650 Einwohner Gmünds auf öffentliche Armenunterstützung angewiesen waren. Der Gmünder Stadtchronist Dominikus Debler berichtete zu dieser Zeit: „Der Fürst ist sehr böse auf euch, ihr seid ja schuldig, überschuldig, ihr seid sehr angeschwärzt.“ Zwischen 1818 und 1824 beschäftigten sich vier „Wirtschaftsgutachter“ mit der Gmünder Bijouteriewarenfabrikation. Einer der wesentlichen Mängel in der Produktion der Gmünder Werkstätten war der mangelnde Mechanisierungsgrad, jedoch gab es kaum Kapital, um hier in die Zukunft zu investieren. Von den Gold und Silberwarenarbeitern war somit Eigeninitiative gefordert.

Nikolaus Ott & Comp.

Als 1844/45 das zweigeschossige Fabrikgebäude im Milchgäßle, gegen-

über dem 1507 errichteten Kornhaus, von Nikolaus Ott gebaut wurde, hatte der Firmengründer seit 1820 erfolgreich eine Werkstatt für Bijouteriewaren betrieben. 1842 erhielt er von der zuständigen Regierung des Jagstkreises die Genehmigung zur Gründung einer Gold- und Silberwarenfabrik, was auf einen wirtschaftlichen Erfolg und die erzielte Prosperität schließen läßt. Das 1828 verabschiedete Gewerbegesetz der württembergischen Regierung schuf die Möglichkeit, außerhalb der Zunftverfassung gewerblich tätig zu werden. Als „Fabrik“ war der Handwerker Nikolaus Ott aus dem Zunftverband der Gold- und Silberarbeiter Gmünds ausgeschieden und dies erlaubte ihm, mit einem eigenen Markenzeichen auf den weit über die Grenzen Württembergs reichenden Markt zu gehen.

Auf dem Baugrundstück in der Innenstadt, einem brachliegenden Gelände in der sog. „Brandstatt“ (seit 1793 durch Brand von Gebäuden frei), wurde ein T-förmiger Bau errichtet, dessen Fassaden im Stil biedermeierlicher Stadtwohnhäuser gestaltet sind. Die Gebäudestruktur entspricht den Wohnfabrikhäusern vom Typ des Torfahrhauses, von Christoph Timm in seinem Beitrag zu „Pforzheimer Bijouteriefabrikhäuser“ beschrieben. Der Bau im Milchgäßle wurde nach streng funktionalen Gesichtspunkten gestal-



■ 3 Walzwerk mit Transmission.

tet und mit neuesten Maschinen ausgestattet, welche mit der Kapitaleinlage des Schwiegersohns Carl Reisser und des Gmünder Kaufmanns Napoleon Spranger angeschafft werden konnten. Das äußere Erscheinungsbild des Gebäudes wird bestimmt von der großen Zahl von Fenstern, welche für die Helligkeit in den Produktionsräumen sorgten.

Die Firma „N. Ott & Comp.“ (Nikolaus Ott und Carl Reisser waren die technischen Leiter, Napoleon Spranger kaufmännischer Leiter) überstand die Wirtschaftskrise von 1846/47; die Innovationsbereitschaft (Ausbildung Johann Baptist Ott in Paris und London) und der Ehrgeiz (Suche nach kompetenten Kapitalinvestoren) von Johann Baptist Ott waren es, welche die Fabrik Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem blühenden Unternehmen wachsen ließen.

1855 wurde auf dem Firmengelände das erste Gaswerk mit Gasometer von Schwäbisch Gmünd errichtet. Neben der Beleuchtung der Fabrikräume versorgte man noch andere Bijouteriefabriken mit Gas wie auch einige Gastwirtschaften und das Rathaus.

Mit der Weltwirtschaftskrise 1857–59 ging auch bei Ott die Produktion zurück. Die Kapitalinvestoren zogen ihre Kapitaleinlagen zurück, und das

städtische Gewerbekataster meldete: „1866 hat das Geschäft aufgehört.“

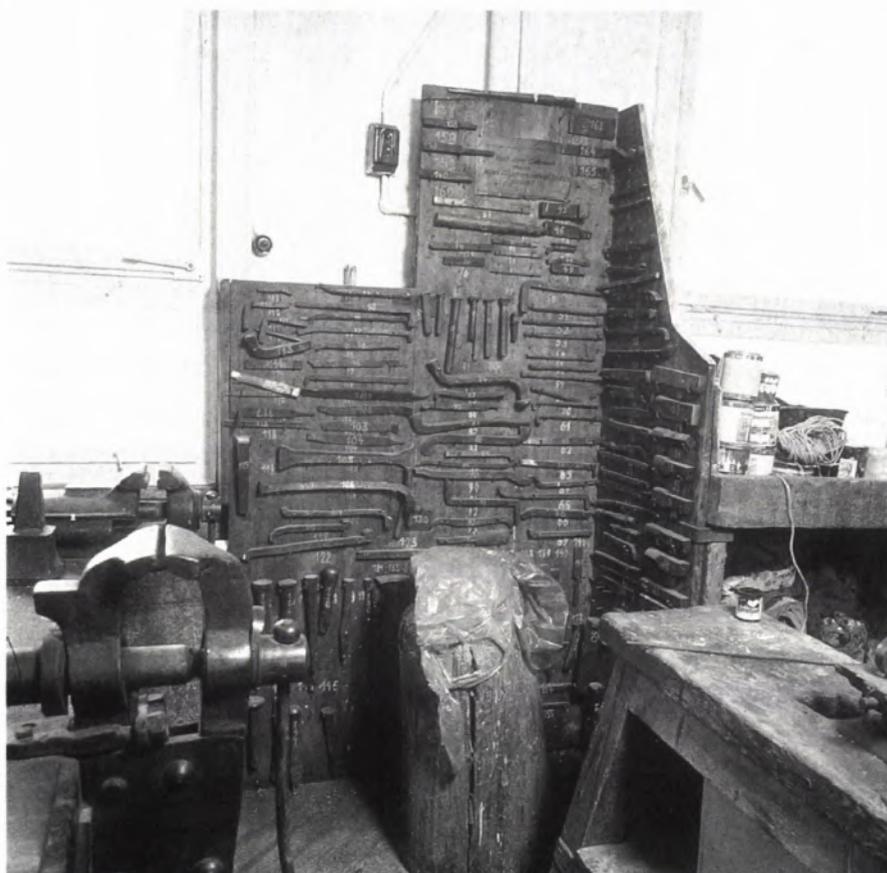
Nach dem Verkauf eines Teils des Fabrikgebäudes führte J. B. Ott die Geschäfte alleine weiter, bis 1869 sein Sohn Wilhelm als Teilhaber in die Fabrik eintrat. 1876 starb J.B.Ott, und erneut mußten schwierige wirtschaftliche Zeiten überwunden werden. 1925 kaufte sich die Silberwarenfabrik Josef Pauser KG aus Schwäbisch Gmünd als Teilhaber bei B. Ott & Cie. ein, 1928 wurde die Firma vollständig von Josef Pauser mit Söhnen übernommen. Der Firmennamen war ab Januar 1928 „Silberwarenfabrik J. Pauser KG.“.

Doch auch die neue Firma hatte sofort mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Durch die Weltwirtschaftskrise 1929 waren Luxusartikel wenig gefragt. Man war gezwungen, die Unternehmerwohnung in die vorderen Büroräume am Milchgäßle einzubauen und Teile der Fabrikationsräume zu vermieten. Geld für neue Investitionen war nicht vorhanden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fertigte Emil Pauser sen., welcher das Geschäft seit 1934 leitete, noch einige wenige Silberwaren für den Verkauf in Schwäbisch Gmünd an, bis schließlich Ende der 70er Jahre die Produktion vollständig eingestellt wurde. Dennoch war es das geschäftliche Bestreben von Emil



■ 4 Türschild zu den Fabrikationsräumen.



■ 5 Fundort Fabrik. Arbeitsplatz des Hammerschmieds. Foto: Städt. Museum Schwäbisch Gmünd.

sche Fabrik zu einem ihrer ersten Förderprojekte und gab eine Zuschußzusage in Höhe von 300 000 DM. Durch die Gelder der Bürgerinitiative und der Denkmalstiftung war eine erste Hürde auf dem Weg zur Erhaltung der Fabrik genommen.

Die Gesamtkosten für Erwerb, Instandsetzung und Einrichtung des Museums wurden mit rund 1,9 Mio. DM veranschlagt, davon rund 700 000 DM für die Instandsetzung und ca. 200 000 DM für die Museumseinrichtung. Die Bündelung der Fördertöpfe (400 000 DM Spenden, 300 000 DM Denkmalstiftung, 80 000 DM Museumsförderung und 630 000 DM Städtebauförderung) führte zu einem Beitrag der Stadt Schwäbisch Gmünd von rund 500 000 DM. Die private Trägerschaft des Museums wurde von dem „Gmünder Museumsverein e. V.“ übernommen.

„Spuren erhalten – Gebrauch sichern – Schäden entfernen“

war die Leitlinie für die Konservierung, Restaurierung und Renovierung sowohl des Gebäudes als auch der Maschinen und Werkzeuge.

Bei der Restaurierung des Gebäudes war der Weg von der Fabrik zum Museum wesentlich bestimmt von den Vorgaben zur Sicherheit beim Betrieb der Maschinen wie von dem didaktischen Konzept der Museumsleute. Im Kopfbau zum Milchgäßle, zuletzt vom Eigentümer als Büro und Wohnung genutzt, wird dem Besucher die Industriegeschichte von Schwäbisch Gmünd vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis heute dargestellt. Hierzu war es notwendig, im Erdgeschoß Vitrinen und Stellwände aufzustellen und den Raumeindruck durch einen weißen Anstrich zu „neutralisieren“. Im Obergeschoß, dem ehemaligen Wohnbereich, wurde die vorgefundene Wohnausstattung der Familie Pauser durch eine Einrichtung der 30er Jahre dieses Jahrhunderts ergänzt, so daß hier der Zustand mit der Übernahme der Fabrik durch Josef Pauser gezeigt wird.

Den Übergang von Wohn- zu Produktionsanlage bildet das Kabinett bzw. Comptoir, welches mit Möblierung im Originalzustand erhalten wurde.

Im Obergeschoß, unter der Aufsicht des „Kabinettmeisters“, sind die Arbeitsplätze der Polisseusen, welche

die maschinell gefertigten Teile zusammenlöteten, schleiften, versilberten oder polierten. Der Besucher kann hier alle Arbeitsgänge nachvollziehen, ebenso sind die Arbeitsplätze mit den originalen Werkzeugen ausgestattet.

Durch eine gußeiserne Spindeltreppe gelangt man ins Erdgeschoß, wo die Maschinen mit Transmissionsanlagen stehen, welche entsprechend einem abgestimmten Restaurierungskonzept wieder in Funktion gebracht wurden.

Dem Besucher werden hier Produktionsabläufe vorgeführt, er erlebt die Maschinen und Transmissionsanlagen in Betrieb. Hierzu mußten ca. 50 Maschinen wie Friktionsspindelpressen, Blech- und Drahtwalzen mit und ohne Transmission, Fallhammer, Zieh- und Drückbank, Polier-, Schleif- und Randelmaschinen, 9000 Schmuck-, Plastilien- und Taschenbügelmodelle, ca. 2300 Gesenke und Pfaffen und eine Vielzahl von Werkzeugen von den Restauratoren in vielen Stunden restauriert und konserviert werden.

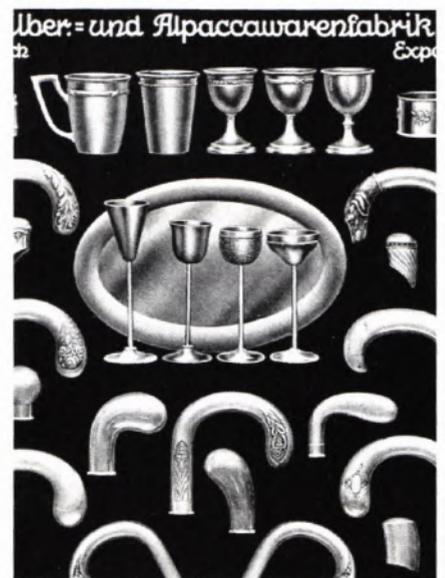
Mit dem Silberwaren- und Bijouteriemuseum „Ott-Pausersche Fabrik“ wurde eine authentische Fabrikanlage erhalten, in der alle Produktionsabläufe eines Industriezeitraums von über 100 Jahren Schmuckindustrie Schwäbisch Gmünd dargestellt sind und nochmals nachvollzogen werden können.

Silberwaren- und Bijouteriemuseum
Ott-Pausersche Fabrik
Milchgäßle 10
7070 Schwäbisch Gmünd
Öffnungszeiten: Sonntag 10.00 – 12.00
/ 14.00 – 17.00 Uhr, Mittwoch – Samstag
14.00 – 17.00 Uhr, Montag/Dienstag
geschlossen

Literatur:

Peter Scherer, Das Gmünder Schmuckhandwerk bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts, Schwäbisch Gmünd 1971.
Roth/Vogel: Inventarliste Silberwarenfabrik Josef Pauser KG, Stadtmuseum Schwäbisch Gmünd.
Unicornis, 6. Jahrgang, Schwäbisch Gmünd, September 1992.
Gmünder Leute, Ein Bilder- und Geschichtsbuch, Schwäbisch Gmünd 1982.
Ortskernatlas Baden-Württemberg Stadt Schwäb. Gmünd, 1.2, Stuttgart 1985.

Dipl.-Ing. Wolfgang Mayer
Kelterweg 16
7012 Fellbach



■ 7 Musterblatt der Fabrik.

Kloster Maulbronn

Überlegungen zu einem Gesamtplan der Anlage

Hermann Diruf



■ 1 Kloster Maulbronn, Ansicht von Norden, Forstlagerbuch von Andreas Kieser 1684.

Der Orden Bernhards von Clairvaux hat im südwestdeutschen Raum eine stattliche Anzahl großer Anlagen wie Bebenhausen, Salem, Bronnbach oder Maulbronn hinterlassen, die über ihre architekturhistorische und landesgeschichtliche Bedeutung hinaus mittelalterliche Agrar- und Handwerksgeschichte exemplarisch belegen. Unter ihnen nimmt Maulbronn als wichtigstes und besterhaltenes Zisterzienserkloster in Baden-Württemberg eine hervorragende Stellung ein.

Bis ins Spätmittelalter stellte die Zisterze mit ihrem Außenbesitz einen landwirtschaftlichen Großbetrieb dar, für dessen wirtschaftliche Leistung hauptsächlich Laienbrüder oder Konversen verantwortlich waren. Zumindest im 12. und 13. Jahrhundert darf mit einer weitgehenden Eigenbewirtschaftung des dem Kloster gestifteten Grundbesitzes gerechnet werden, obwohl sich dies heute nicht mehr durch genauere Zahlen zum Anteil der Konversen am Gesamtkonvent belegen läßt.

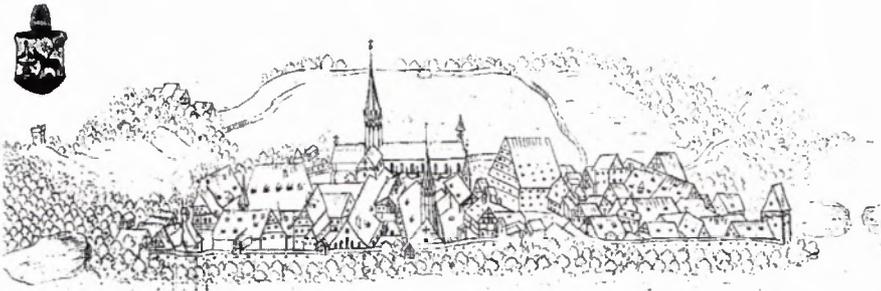
Mit den für das Jahr 1177 belegten sieben Pflügen und 17 Grangien kam das Kloster nach seiner 1147 erfolgten Gründung sehr früh zu Reichtum. Neben der Viehzucht spezialisierte sich die Zisterze besonders auf Weinbau in unmittelbarer Umgebung des Klosters und im nahe gelegenen Stromberggebiet. Auf die Weinlagerung dürfte der

große Elfinger Keller unter dem Apothekenbau (3, 5) hinweisen.

Über die Ausgestaltung des Wirtschaftshofes zur Klosterzeit und die Nutzung der einzelnen Gebäude ist nach wie vor wenig bekannt. Neben Scheunen und Speicherbauten (7, 7a) an den Randzonen der Anlage dürfte es sich bei der Mehrzahl der Gebäude um Handwerksbetriebe gehandelt haben, die – vielfach verändert – sich heute oft nur in Teilbereichen erhalten haben. Inwieweit die jetzige Benennung von ehemaligen Gewerbebetrieben wie Schmiede (6) oder Kuferei (17) auch für die klösterliche Phase zutrifft, ist vorerst nicht mit Sicherheit zu beantworten.

Kirchenbauten und groß angelegte Klausuranlagen waren das bevorzugte Sujet der Forschung. Der baulichen Entwicklung der Wirtschafts- und Pflughöfe sowie der Grangien und Stadthöfe der großen Zisterziensklöster ist bislang nur unzureichend nachgegangen worden. Eine umfassende Darstellung des Wirtschaftsbetriebs in Maulbronn und seiner baulichen Entwicklung bis zur Aufgabe des Klosteramts im frühen 19. Jahrhundert fehlt bis heute ebenso wie Einzeluntersuchungen zu den nachgeordneten Gutshöfen wie dem Elfinger Hof und den vom Kloster abhängigen Dörfern. Dies gilt in gleicher Weise für die ehemals überbauten Freiflächen des Maulbronner Klosterhofs. Daß

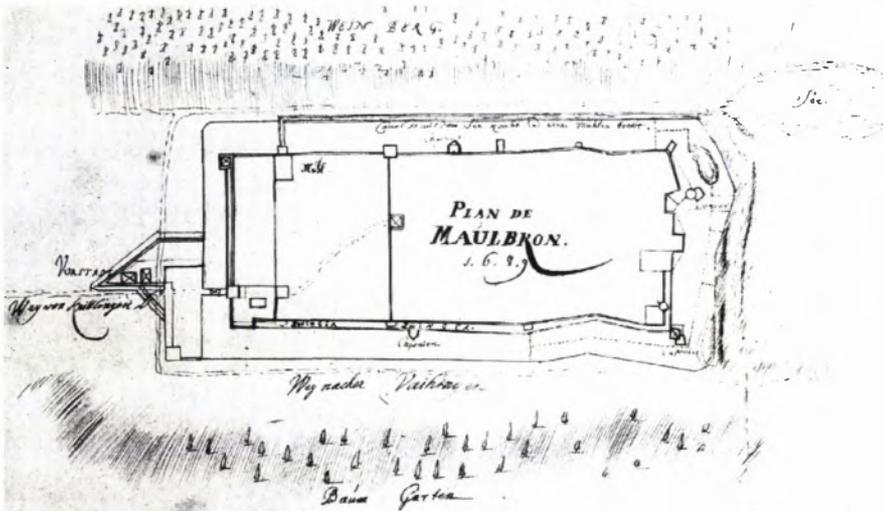
■ 2 Kloster Maulbronn, Ansicht von Norden, lav. Federzeichnung, von Georg Kleinsträtzel, 1664. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Film PLf 13/18, Bestand N 200 P 57.



■ 3 Kloster Maulbronn, Ansicht von Nordwesten, Lith. nach F. Schnorr, um 1840. Vorlage: Schefold 5054 (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.)



■ 4 Kloster Maulbronn – Plan de Maulbronn – Schema der Befestigungen von Samuel Schmalkalder, 1689. Vorlage: Generallandesarchiv Karlsruhe, HfK/XIX fd. 52.



eine mittelalterliche und frühneuzeitliche Bebauung stattgefunden hat, ist bekannt. Ein besserer Kenntnisstand wäre unabdingbare Voraussetzung bei notwendigen Eingriffen im Bodenbereich.

Mitte des 19. Jahrhunderts setzte das wissenschaftliche Interesse für die Klosteranlage ein. Die Publikationen von Karl Klunzinger (1849) und Eduard Paulus d. J. (1873) sowie die methodisch grundlegende Arbeit von Adolf Mettler zur Klausur (1908) und seine 1934/35 folgende Studie zur Gesamtanlage sind bis heute Grundlage der Forschung.

So verdienstvoll die Publikation von Eduard Paulus zur Kirche und Klausur des Zisterzienserklosters für die Bauforschung und Bauanalyse bis heute ist, so bezeichnend ist die Zurückhaltung, die er bei der Behandlung der Wirtschaftsbauten übt. Im Textteil als „Nebengebäude“ apostrophiert, sind sie auf dem Situationsplan (Abb. 5) lediglich mit unterschiedlichen Schraffuren definiert, was keine genaueren Rückschlüsse auf den historischen Baubestand und ihre baulichen Zusammenhänge zulässt. Daneben aber stellen Paulus' Text- und Planteil für die Klosteranlage mit ihrem älteren und jüngeren Kanalsystem, den da-

mals noch umfangreicher erhaltenen Wehr- und Grabenanlagen und den in der Zwischenzeit abgebrochenen Gebäuden eine wichtige und unverzichtbare Quelle dar (Abb. 3). Doch können sie die notwendige Gesamtdarstellung der Anlage außerhalb von Kirche und Klausur nicht ersetzen. Schon Adolf Mettler weist ausführlich darauf hin, daß eine gründliche Aufarbeitung der Baugeschichte Maulbronn ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Klosteranlage, aber auch der Lebensweise des Zisterzienserordens darstellen würde.

In Fortschreibung der von Klunzinger, Paulus und Mettler publizierten Untersuchungen ist ein Gesamtlageplan des Klosters in Arbeit, der den derzeit verfügbaren Kenntnisstand zur Anlage erfaßt. Da die Binnenstruktur einzelner Bauten vielfach verlorengegangen ist, ja ganze Gebäude abgebrochen wurden, bietet der Rückgriff auf historische Pläne die einzige Möglichkeit, bestimmte Zeitschnitte zu gewinnen. Ziel der Arbeit ist es, durch die Zusammenschau von Altplänen, modernen Bauaufnahmen und archäologischen Grabungsbefunden bauliche Zusammenhänge schärfer zu fassen, als dies bei Einzeluntersuchungen möglich ist.

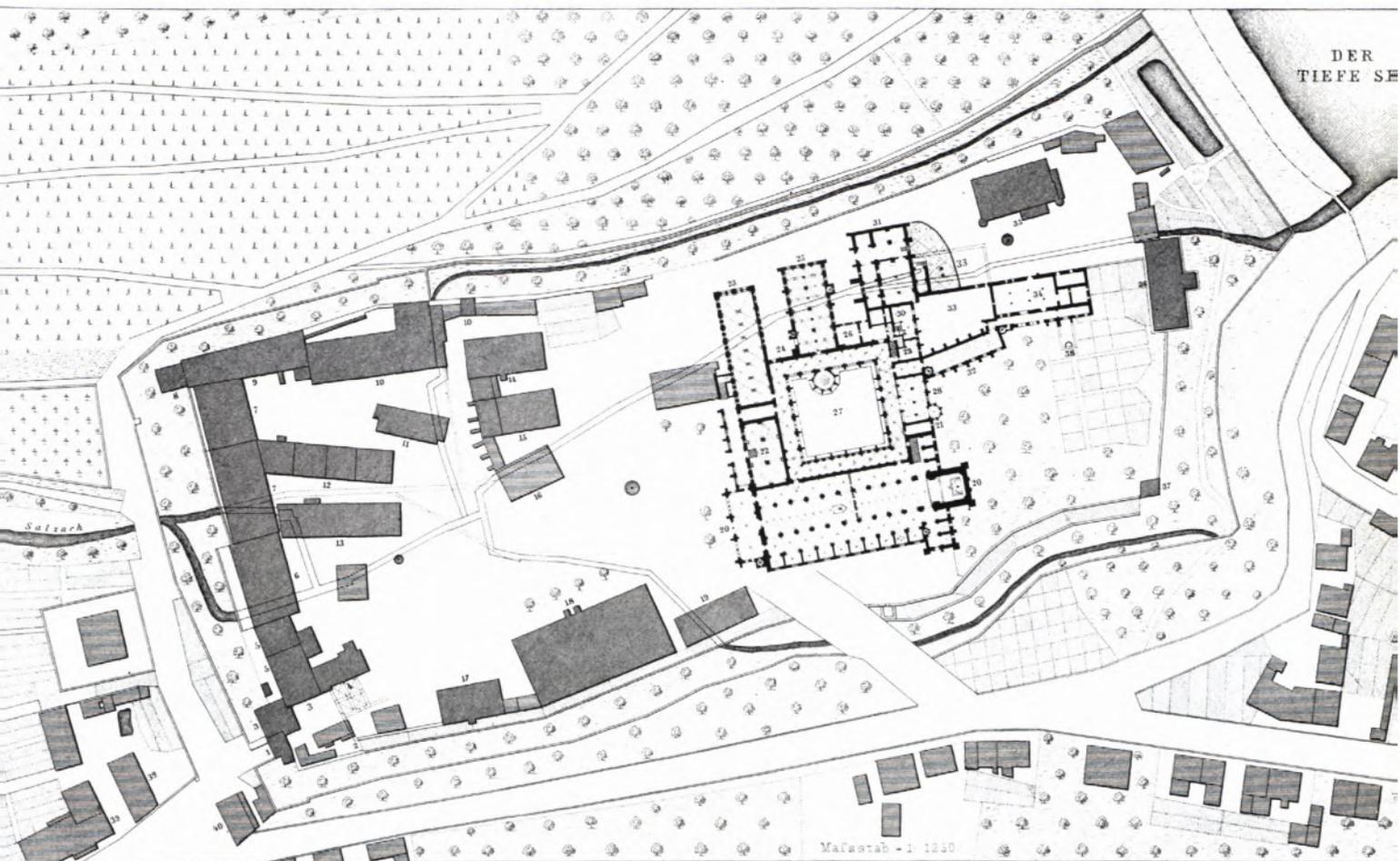
Erste Ergebnisse dieser Zusammenschau, die in Zusammenarbeit von Bau- und Kunstdenkmalpflege und Mittelalterarchäologie erfolgte, sollen in diesem Beitrag skizziert werden. Wichtigste Voraussetzung war die Neuvermessung der Klosteranlage im Maßstab 1:200 durch das Landesdenkmalamt und die damit verbundene Korrektur der Ungenauigkeiten des Paulusplanes. Eine erste Fassung des Lageplanes (Abb. 6) wird dem Situationsplan von Eduard Paulus (Abb. 5) gegenübergestellt. Schwerpunkt der Untersuchungen sind die ehemaligen Wohn-, Wirtschafts- und Verwaltungsbauten im Westen der Klausur, das herzogliche Jagdschloß mit den umgebenden, teils verlorengegangenen Gebäuden (33) im Osten sowie der gesamte Wehrmauerring mit umlaufenden Zwingern.

Mit unterschiedlichen Grauwerten (siehe Abb. 6, Legende) wird auf die Grundrisse einzelner Gebäude differenziert eingegangen, die auf moderne Bauaufnahmen oder historische Pläne zurückgehen. Zur besseren Lesbarkeit und leichterem Vergleich wurde versucht, Numerierung (im Text in Klammern gesetzt) und Gebäudebezeichnungen des Paulus-Planes in den neuen Plan zu übernehmen. Ergänzungen werden durch hinzugefügte Buchstaben gekennzeichnet. Abgegangene Bauten und Grabungs-

flächen erscheinen in einem hellen Grau und sind strichliert abgesetzt. Aus der Menge der Skizzen und Risse, die aus den Archiven erhoben wurden, wurden für die einzelnen Gebäude jeweils die ältesten ausgewählt. Wie die ersten Untersuchungen zeigten, ist das in den Archiven vorhandene Quellenmaterial sehr umfangreich. Von den abgegangenen Bauten sind beispielsweise die Speisung (15a) oder der innere Torturm (4a) zu nennen. Nach historischen Plänen konnte der weitgehend abgebrochene Ökonomiebau des 15. Jahrhunderts (7) oder das 1892 abgebrannte Pfründhaus von 1430–1439 (36) rekonstruiert werden. Grundrißergänzungen nach historischen Plänen wurden von der Apotheke und Wagnerei (3, 5), dem ehemaligen Marstall als heutiges Rathaus (13), dem Kameralamt (16), der abgebrannten Pfründhausruine (36), dem Weingärtnerhaus (19), dem ehemaligen Oberamtsgefängnis (36a) und der sogen. Küferei (17) angelegt. Grundrisse nach aktuellen Bauaufnahmen sind vom Mühlen- und Pfistereibau (10), Herrenhaus oder Ephorat (34), von der Pfistereimeisterwohnung (11), vom Haberkasten (13) und vom herzoglichen Fruchtkasten (18) vorhanden.

Eine Reihe von Bauten, die auf der Klostermarkungskarte aus dem Jahre 1761 von Johann Michael Spaeth und bei Paulus eingetragen sind, sind heute verschwunden. Hier sind die oben genannte „Speisung“ (15a) der Klosterschule und ein Heuhaus (13a) mit Pferdeschwemme für den herzoglichen Marstall zu nennen. Gebäude wie der „Alte Turm“ mit seitlichem Tor (16a) neben dem ehemaligen Kameralamt (16) und das anschließende Heuhaus (18a), die bereits auf dem Situationsplan von 1873 fehlen, konnten durch historische Lagepläne rekonstruiert und archäologische Beobachtungen teilweise präzisiert werden.

Aufschlußreich ist die Rekonstruktion des ursprünglichen Bauzustandes im westlichen Eingangsbereich des Klosters. Die Existenz der Dreifaltigkeitskapelle und des inneren Torturms waren sowohl Paulus wie Mettler bekannt, über Größenordnung, Grundrißgestaltung von Kirche und Turm konnte jedoch nur spekuliert werden, da die spärlichen baulichen Überreste sowie das Fehlen archäologischer Befunde zur Gewinnung eines verlässlichen Bildes nicht ausreichten. Die neueren Untersuchungen haben ergeben, daß zwischen Kaminhaus und Kapelle ein breiter Turm von ca. 10 bis 11 Meter mit einer großen Tordurchfahrt, einer linksseitigen Pforte und einem zweigeschossigen Aufbau mit



Nebengebäude des Klosters

Kloster Maulbronn

Neuere Gebäude

1. Klosterthor. — 2. Dreifaltigkeitskapelle. — 3. Ehem. Gasthaus. — 4. Frühmesserhaus. — 5. Wagnerei. — 6. Schmiede. — 7. Alte Oekonomiegebäude. — 8. Hexenturm. — 9. Melkerstall. — 10. Klostermühle. — 11. Pfisterei. — 12. Haberkasten. — 13. Marstall (jetzt Rathaus). — 14. Speisemeisterei. — 15. Gesindehaus. — 16. Kameralamt. — 17. Küferei. — 18. Fruchtkasten und Kelter. — 19. Weingartensmeisterei. — 20. Kirche. — 21. Sakristei. — 22. Vorratskeller. — 23. Laienrefektorium. — 24. Küche. — 25. Herrenrefektorium. — 26. Kafektorium. — 27. Kreuzgang. — 28. Kapitelsaal. — 29 und 30. Ehem. Bruderhalle. — 31. Grosser Keller. — 32. Parlatorium. — 33. Ehem. Abtswohnung. — 34. Herrenhaus. — 35. Herzogl. Schloss. — 36. Pfirndhaus. — 37. Fausturm. — 38. Scheerbrunnen im früheren Herrenkirchhof. — 39. Ehemal. Klosterwirthshaus.

hohem Walmdach stand (Abb. 7). Wie Planskizzen (Abb. 7 u. 8) – Grundrisse und Ansicht – von Turm und Frühmesserkapelle zeigen, dürfte die Planung in Zusammenhang mit dem Kaminhaus (4) erfolgt und damit bereits sehr früh anzusetzen sein. Ob es sich hier um einen Wohnturm gehandelt hat, läßt sich anhand der vorliegenden Unterlagen noch nicht entscheiden, aber vermuten. Die auf der Skizze dargestellten kleinen Rundbogenfenster lassen zwar romanischen Ursprung annehmen, zweites Obergeschoß und Dach könnten jedoch durchaus jünger sein. Mit diesem Torturm ist ein Gebäude benannt, für das im Kloster bislang in Größe und Form kein Pendant nachweisbar ist.

Bereits 1813 war der Abbruch der Frühmesserkapelle erfolgt. Obwohl die Lage an der südwestlichen Klostermauer bekannt war, konnten Maße und Form von Schiff und Chor nicht genau bestimmt werden. Mit einem vermutlich trapezförmigen Schiffgrundriß und einer leichten Verschenkung des eingezogenen Chors nach Süden dürfte

klar sein, daß der Bau der Kirche erst nach Errichtung von Mauer, Turm und Kaminhaus erfolgt ist. Man muß davon ausgehen, daß der innere Turm mit dem Kaminhaus und der Klostermauer einer einheitlichen Planung entstammen. Ob sich in der erkennbaren Grundrißdisposition unterschiedliche Bauperioden spiegeln, bedarf weiterer Untersuchungen.

Seit den siebziger Jahren ist das Landesdenkmalamt in Zusammenarbeit mit der staatlichen Hochbauverwaltung bemüht, bei anstehenden bauarchäologischen Untersuchungen den Wissensstand zur historischen Bebauung des Wirtschaftshofs zu vergrößern und vor allem zu dokumentieren.

Trotz eingeschränkter Beobachtungsmöglichkeiten bei der Verlegung eines Fernwärmenetzes in den Jahren 1988/89, traten bei den Erdarbeiten eine Reihe von Fundamentresten, Mauerzügen und eingetieften Räumen zu Tage, die auf eine sehr viel dichtere Bebauung schließen ließen, als bisher bekannt war. Die Fernwärmerohrverlegung

■ 5 Kloster Maulbronn: Situationsplan M 1:1250. In: Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg bearbeitet von Dr. Eduard Paulus, Stuttgart 1889, Neckarkreis – Oberamt Maulbronn.



■ 6 Kloster Maulbronn: Lageplan M 1:1000 mit bisher nachgewiesenem historischem Gebäudebestand.

A. 1-41 Gebäude (in Klammern heutige Numerierung des Klosterhofs): 1 Westl. Klostertor (Klosterhof 1), 1a ehem. Pfrörtnerhaus, heute Wohnhaus (Klosterhof 2), 1b ehem. Wachhaus, heute Wohn- und Geschäftshaus mit Remise (Klosterhof 3), 2 Standort der ehem. Dreifaltigkeits- oder Frühmeßkapelle (Klosterhof 4), 2a ehem. Remise, heute Ausstellungsraum, 3 Gästehaus, heute

Apothekenebengebäude (Haus Schütz), heute Wohn- und Verwaltungsbau (Klosterhof 37), 4 Kamin- oder Frühmeßhaus mit Gefängniszellen, heute Museum, 4a Standort des inneren Klostertors, 5 sog. Wagnerei (Klosterhof 33), 5a sog. Wohnung des Wagners, Abgang zum Elfinger Keller (Klosterhof 34), 6 sog. Schmiede, heute Wohn- und Gasthaus (Klosterhof 32), 7 Standort eines abgebrochenen Ökonomiegebäudes des 15. Jahrhunderts (Klosterhof 30), 7a Scheunenbau des 15. Jahrhunderts, Wohn- und Scheunengebäude (Klosterhof 26), 8 Turm der Klosterbefestigung, Hexenturm

(Klosterhof 27), 9 sog. Meikerstall und Eichelboden (Klosterhof 25/1), 10 Pfisterei und Mühle, heute Jugendherberge (Klosterhof 25), 10a Turm der Klosterbefestigung, sog. Mühlturm (Klosterhof 23), 11 Wohnung des Pfistermeisters, heute Wohnhaus (Klosterhof 28), 12 sog. Haberkasten, heute Wohnhaus (Klosterhof 29), 13 ehem. Marstall, jetzt Rathaus (Klosterhof 31), 13a Standort einer Scheune (Heuhaus), 14 sog. Speisemeisterei, heute Wohnhaus (Klosterhof 20), 14a ehem. Heuhaus mit Waschhaus, „Eselstall“, 15 sog. Gesindehaus, heute Wohn- und Gasthaus (Klosterhof 21), 15a Standort der



sogenannte Speisung (Schulküche und Mensa), 16 ehem. Kameralamt der herzogl. Verwaltung, heute Polizei-Posten (Klosterhof 22), 16a Standort eines Turms mit Tor der inneren Klostermauer, 17 sog. Küferei, heute Wohn- und Geschäftshaus (Klosterhof 5), 17a ehem. Scheune, heute Gaststätte (Klosterhof 5/1), 18 herzogl. Fruchtkasten und Kelter, heute Stadthalle (Klosterhof 6), 18a Standort einer Scheune (Großes Heuhaus), 19 sog. Weingartmeisterei und Schulhaus, heute Sitz der Staatl. Bauleitung (Klosterhof 7), 20–32 Klosterkirche und Klausur, 33 Standort des Abtshauses/Prälatur, 34 ehem. Infirmerie, später

Herrenhaus und Ephorat, heute Teil des Seminars (Klosterhof 17), 34a Standort der Jagdschloßküche, 35 Herzogliches Jagdschloß, heute Teil des Seminars (Klosterhof 19), 36 ehem. Pfründhaus, 36a ehem. Oberamtsgefängnis, heute Wohnhaus (Klosterhof 18), 36b ehem. Heuhaus, heute Remise (Klosterhof 19a), 37 Turm der Klosterbefestigung, sog. Fausturm (Klosterhof 8), 38 Scheerbrunnen, 39 Standort des äußeren Tors mit Vorbefestigung, 40 Standort eines ehem. Wohnhauses, sog. Jägerhaus, 41 Standort eines Befestigungsturms.

- Moderne Bauaufnahmen
- Altpläne
- Abgegangene Bauten
- Grabungsflächen
- Befunde
- Abwasserleitungen
- Frischwasserleitungen
- Abwasserkanäle (n. E. Paulus)

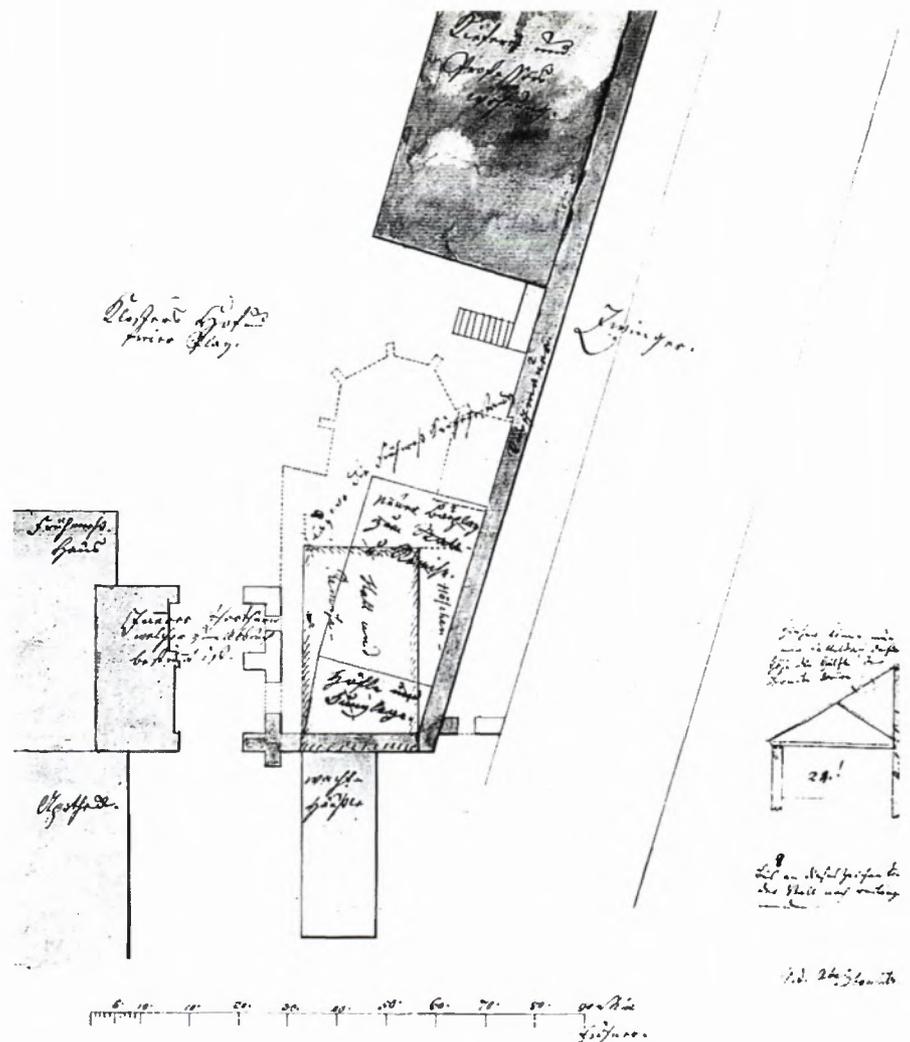
stellte Archäologie und Baudenkmalpflege vor Erhaltungsprobleme des historischen Kanalsystems, das damals in seinem Gesamtumfang nicht ausreichend bekannt war. So wurde bei den Erdarbeiten ein bis dahin unbekanntes Frischwassernetz – in Steinrinnen und Bleirohren verlegt – entdeckt, das zu den wenigen Fundstellen in einem Zisterzienserkloster des deutschen Südwestens gezählt werden kann. Das Fehlen von Benutzungshorizonten in der Mitte und im Nordosten des Hofes läßt auch die Vermutung zu, daß diese Flächen im 19. Jahrhundert einer stärkeren Planierung ausgesetzt waren, als bisher angenommen wurde. Wie oben erwähnt, konnten die Fundamentreste des großen Heuhauses (18a), das an den Fruchtkasten anschloß, sowie weitere, schwer einzuordnende Baureste westlich der ehemaligen „Speisung“ (15a) lokalisiert werden.

Das nach der Mitte des 14. und im 15. Jahrhundert entstandene Wehrmauersystem mit Zwingergraben und inneren Mauerzügen ist ein wichtiger und in diesem Umfang selten erhaltener Teil des Klosters. Im Norden dürfte der Mauerverlauf vom späteren Ge-

fängnis (36a) im Nordosten bis zum Mühlturm (10a) in nachklösterlicher Zeit kaum eine Veränderung erfahren haben. Noch auf der Ansicht von Andreas Kieser (1684) (Abb. 1) ist auf dieser Seite der Wehrgang mit den Ecktürmen zu erkennen. Von den Türmen sind der Hexenturm im Westen von 1441 (8) und der Turm an der Mühle (10a) erhalten, der Eckturm (36a) im Nordosten und ein Turmaufbau beim heutigen „Eselstall“ (14a) sind dagegen verschwunden.

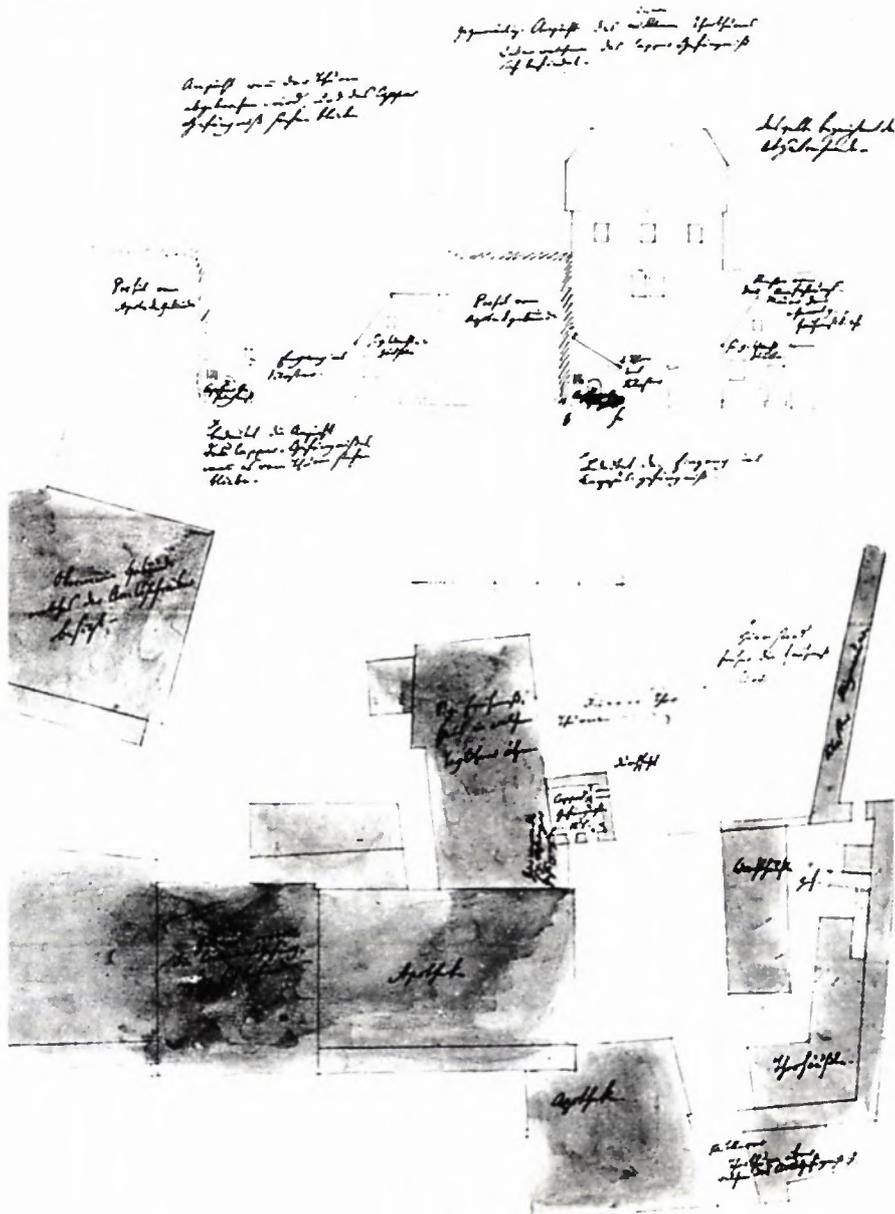
Im Osten dürfte sich bis zum 15. Jahrhundert der Mauerverlauf kaum verändert haben. Hier läßt sich noch eine Tor-einfahrt (36a) feststellen, deren Zufahrtsmöglichkeit über den Zwingergraben jedoch unklar ist. Das sich anschließende ehemalige Pfründhaus (36), 1430 auf die Hauptmauer gesetzt, war bis zum „Faustturm“ (37) durch eine doppelte Mauer abgesichert. Noch 1689 ist diese Situation auf dem Befestigungsplan von Schmalkalder (Abb. 4) zu erkennen.

Auch an der Südflanke standen mehrere Türme, die nur durch dürftige Hinweise zu belegen sind. Als sicherer



■ 7 Kloster Maulbronn, Grundriß des inneren Turms, FrühmeiBhaus und Dreifaltigkeitskapelle mit Klostermauer, um 1814. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand StA Ludwigsburg D 39 Bü 73.

Maulbronn



■ 8 Kloster Maulbronn, Ansicht und Grundriß des inneren Turms und Wachhaus von Westen, um 1814. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand StA Ludwigsburg D 39 Bü 73.

ehemaliger Befestigungsturm stand hier der „Faustturm“ (37). Heute mit einem Fachwerkaufsatz und Treppenturm nach 1600 ergänzt, muß sein Unterbau noch untersucht werden.

Nicht geklärt ist der Turmstumpf (40) nahe der östlichen neuen Klosterzufahrt, der anscheinend völlig getrennt vor der Klostermauer stand und vermutlich in die innere Zwingermauer eingebunden war (Abb. 4). Ein weiterer Turm müßte im heutigen Bereich des Fruchtkastens (18) gestanden haben, quasi als Pendant zum Mühlenturm auf der Südseite. Seine Existenz und Lage ist nicht genau zu fassen, jedoch bei Schmalkalder mit einer seitlichen „caponiere“ deutlich zu erkennen (Abb. 4).

An der Südwestecke baute man beide

Eingangstore zur Befestigungsanlage aus. Somit wird der Umfang der Wehrbefestigung des Klosters, wie sie zu Ende des 17. Jahrhunderts von Schmalkalder festgehalten wurde, wesentlich verständlicher. Der Plan (Abb. 4) zeigt die Hauptringmauer mit dem umlaufenden Wehrgang, eine innere Zwingermauer, die im Westen, Süden und zum Teil im Osten an den schwächsten Zonen des Klosters der Hauptmauer vorgestellt war. Bemerkenswert die große Zahl der Wehrtürme und die starke Befestigung im Bereich der inneren Tore im Westen. Inwieweit in dieser Zeit noch Verstärkungen der Wehranlage hinzugesetzt wurden, muß vorerst offen bleiben.

Zufahrts- und Torbereich im Westen sowie die Trennung in der alten Abschürung des Klausurbereichs vom Wirtschaftshof gehen vermutlich auf

eine sehr frühe Planung der Klosteranlage zurück. Der ehemalige Jagdsitz im Osten gibt Auskunft über den herzoglichen Besitzanspruch in der nachklösterlichen Phase im späten 16. und 17. Jahrhundert.

Aufgrund der Festlegung des Standorts von Kirche und Klausur nach 1147 muß der Klosterbezirk bereits Anfang des 13. Jahrhunderts weitgehend bestimmt gewesen sein. Auffallendstes Merkmal ist der organische Verlauf der Begrenzung im Süden und Osten, der sich an den topographischen Gegebenheiten und Bachläufen orientiert haben dürfte. Dieser innere Klosterbezirk ist noch gut auf den Ansichten von Kieser (1684) und Kleinsträtl (1664) zu beobachten (Abb. 1 und 2). Während sich im Osten die frühe Bebauung des 12. Jahrhunderts in Teilen des Ephorats (Spitalgang) (34), vielleicht auch in Resten des abgebrochenen Prälaturgebäudes (33) nachweisen läßt, sind die ältesten Grenzen des Klosters im Westen nicht eindeutig festzulegen. Der Mühlurm (10a) im Norden und der Mauerverlauf nach Süden bis zum ehemaligen Kameralamt (16) dürften nach heutigem Wissen die Begrenzung einer inneren Zone gebildet haben. An dem nach Südosten einknickenden Mauerzug stand bis ins 18. Jahrhundert ein Turm mit einem seitlichen Tor (16a), die beide spätestens beim Umbau des Kameralamts um die Mitte des 18. Jahrhunderts abgebrochen wurden.

Wirtschaftshöfe waren naturgemäß über die Jahrhunderte einem sehr starken Umnutzungsdruck ausgesetzt. Dies kann für die Klosterzeit, aber auch für die Klosteramtszeit vom 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert angenommen werden. Zwar dürfte die herzogliche Verwaltung nach der Übernahme zunächst die klösterliche Struktur adaptiert und das neu eingerichtete Klosteramt nach analogen wirtschaftlichen Grundzügen geführt haben, doch wurden durch den vergrößerten Wiederaufbau des abgebrannten Fruchtkastens 1580, die Errichtung eines Jagdschlusses mit zugehörigen Versorgungsbauten sowie die Einrichtung der Klosterschule neue Akzente gesetzt.

Die Untersuchungen dauern an.

Literatur:

Hoffmann, Eberhard, Die Entwicklung der Wirtschaftsprinzipien im Cistercienserorden während des 12. u. 13. Jh. In: Historisches Jahrbuch Görres – Gesellschaft 31 (1910), S. 699–727.

Kloster Maulbronn 1178–1978, Maulbronn 1978.

Klunzinger, Karl, Urkundliche Geschichte der vormaligen Cistercienser-Abtei Maulbronn mit eig. Regesten, Stuttgart: Sonnenwald 1854.

Klunzinger, Karl, Artistische Beschreibung der vormaligen Cistercienser Abtei Maulbronn mit Grundriß, 3. verb. Auflage, München 1856.

Link, Otto, Unsere mittelalterlichen Pfleghöfe und Klösterhöfe, Sinn und Erscheinung. In: Schwäbische Heimat 1933, S. 67–73.

Mettler, Adolf, Die Laienbrüder der Zisterzienser mit besonderer Berücksichtigung des Klosters Maulbronn. In: Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1908, S. 156–172.

Mettler Adolf, Neue Beiträge zur mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters Maulbronn. In: Württembergische Jahrbücher, 1934/35, S. 84–100.

Paulus, Eduard, Die Cistercienser-Abtei Maulbronn. Herausgegeben vom Württembergischen Alterthums-Verein, Stuttgart 1890.

Schaab, Meinrad, Die Grundherrschaft der deutschen Zisterzienser Klöster nach der Krise der Eigenwirtschaft. In: Hans Patze (Hg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter, Bd. 2, Sigmaringen 1983.

Schaab, Meinrad, Die Zisterzienser-Abtei Maulbronn und ihre Bedeutung für die oberrheinische Landesgeschichte. In: Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Protokoll 36, 1963, S. 1–25.

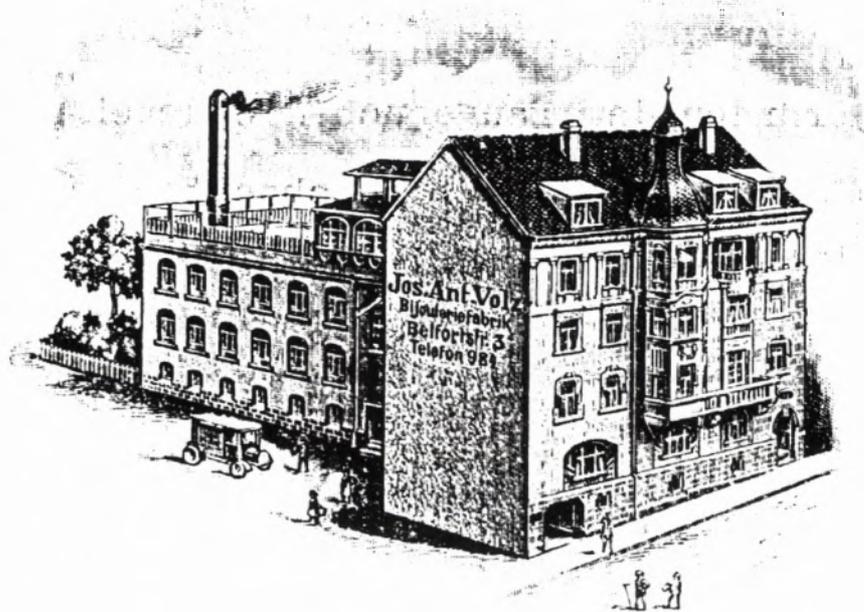
Toepfer, Michael, Die Konversen der Zisterzienser. In: Berliner Historische Studien, Bd. 10, Ordensstudien IV, Berlin 1983.

Dr. Hermann Diruf
LDA • Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21

Pforzheimer Bijouteriefabrikhäuser

Materialien zu einer Denkmaltopographie

Christoph Timm



■ 1 Firmenpräsentation auf dem Briefkopf: Wohnfabrikhaus der Bijouteriefabrik J. A. Volz (Belfortstraße 3) vor 1921, zerstört im Zweiten Weltkrieg (Stadtarchiv Pforzheim).

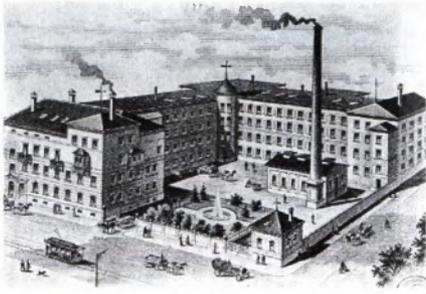
„Nun habe ich die Beobachtung gemacht, daß es viele Leute gibt, die Pforzheim entweder gar nicht kennen, oder die, wenn sie den Namen der Stadt hören, ein wenig die Nase rümpfen, weil sie immer nur an die Fabrikstadt denken, an die Stadt der Bijouterie-Industrie, die Hunderte und Tausende von Arbeitern beschäftigt und wo es gewiß nur so von Fabrikschlotten wimmelt.“ (Führer durch die Stadt Pforzheim, 1928.)

Pforzheim, eine der alten badischen Industriestädte, galt nach der Kriegszerstörung vom 23. Februar 1945 als nahezu „denkmalfreie Zone“. Von den etwa 200 Gebäuden, die das Denkmalinventar von 1938 für den Bereich des historischen Stadtkerns aufführte, wurden nur vier mit dem Wiederaufbau gerettet.

Im Zuge der Listenerfassung richtete sich daher das Interesse vor allem auf die unzerstörten Stadterweiterungsquartiere des Kaiserreichs, die von der industriellen Entwicklung und Blütezeit der „Goldstadt“ in der Wilhelminischen Epoche berichten. Die Entwicklung zur größten Fabrikstadt des Landes Baden veränderte damals die gesamte Region. Treibende wirt-

schäftliche Kraft war die Schmuck- (Bijouterie-)Industrie. Innerhalb weniger Jahrzehnte entstanden mehrere neue Stadtteile, für die eine intensive Mischung aus Stadtwohnhäusern, Fabriken und Fabrikantenvillen kennzeichnend wurde.

Die besondere Aufmerksamkeit der Inventarisierung, geweckt durch Hinweise in der stadtgeschichtlichen Literatur und Archivalien, galt daher einem Gebäudetyp, der als branchentypisch für die Schmuckindustrie angesehen wird: einem multifunktionalen Stadthaus, das die Geschäfts-, Wohn- und Fabrikationsräume für einen oder mehrere Schmuckfabrikanten umfaßte. Kennzeichnend ist – bei variabler Grundrißgestaltung – der fließende Übergang zwischen den drei Funktionsbereichen. Dazu scheinbar im Gegensatz steht der oft auffällige Kontrast zwischen dem repräsentativen Gestaltungsanspruch zur Straße und der schlichten Gestaltung des den Blicken der Passanten entzogenen hofseitigen Fabrikationsflügels.



■ 2 Briefkopf der Metallwarenfabrik W. Wolff, 1908. Firmenansicht mit Kontorhaus („Villa“), Fabrikflügeln und Maschinenhaus. Schmuckgarten und Eckpavillon sind idealisierend hinzugefügt (vgl. Abb. 17).

Eine aufschlußreiche Quelle zur Typologie dieses Geschäfts-, Wohn- und Fabrikhauses, das im folgenden verkürzt als Wohnfabrikhaus bezeichnet werden soll, ist die Darstellung der Firmenarchitektur auf Vignetten, wie man sie vielfach in Firmenbriefköpfen und Branchenanzeigen der damaligen Zeit findet. Diese Architekturvignetten wurden in Korrespondenz und Werbung nach Art von Visitenkarten als Ausweis von Solidität und Leistungsfähigkeit der Firma eingesetzt. Um dabei das Wohnfabrikhaus mit der repräsentativen Straßenfront und dem Hofflügel angemessen ins Bild zu setzen, bevorzugte man die Vogelschau und unterließ die Darstellung der Nachbarhäuser. Gelegentlich finden sich noch weiter idealisierte Ergänzungen, so die Hinzufügung eines Schmuckgartens als Cour d'honneur.

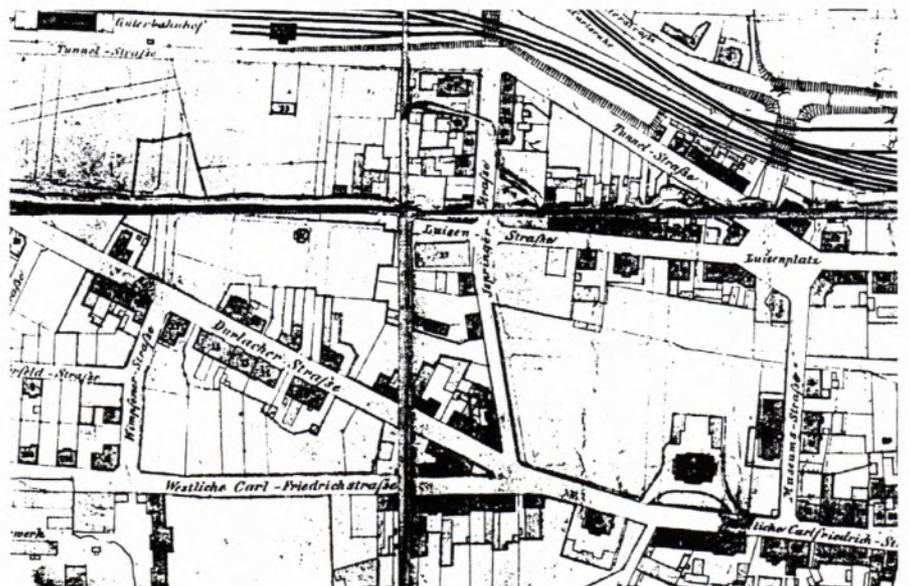
Die hierarchische Struktur der Fabrikanlage mit ihrer Abfolge von Repräsentations- und Arbeitsbereichen machte den Firmenchef als Patron oder Fabrikherr gleichsam baulich am Eingang präsent. Der Fabrikhof galt demgegenüber als Sphäre firmengestifteter Geborgenheit: „Mittags bringen die Frauen und Kinder (. . .) in Körben das Mittagsmahl und im Fabrikhof, hinter einer Toreinfahrt, oder auf einer Bank in den Anlagen wird rasch ein kleiner Familientisch improvisiert“, beschrieb 1919 ein Chronist aus Arbeitgebersicht die Szenerie. Die Firmenarchitektur als „personales Gebilde“ verkörperte ein Stück mittelständischer Unternehmerphilosophie, die noch vom überlieferten Handwerkerstolz geprägt war. Unternehmerische Produktion und Familienleben erschienen als eine Einheit, in die auch die nicht-familiären Arbeitskräfte integriert wurden.

Rund dreißig vollständig oder weitgehend erhaltene Wohnfabrikhäuser und Bijouteriefabriken konnten in Pforzheim als Restbestand aus der Kaiserzeit noch ermittelt werden.

Die Fabrikgründerzeit

Die Pforzheimer Bijouterieindustrie fußt bekanntlich auf einer fürstlichen Manufakturgründung des 18. Jahrhunderts: 1767 erteilte Markgraf Karl Friedrich von Baden an zwei französische Unternehmer das Privileg zur Gründung einer „Uhren-, feine Stahlarbeit-, Kleinod- und Juwelenfabrik“ im dortigen Landeswaisenhaus. Der Erfolg dieser Manufakturgründung erwies sich trotz anfänglicher Rückschläge als unerwartet groß. Nach wenigen Jahren waren aus der Manufaktur mehrere privatunternehmerisch geführte „Kabinette“ hervorgegangen. Der Status der Unternehmer, der „Entrepreneurs“, wurde 1776 durch eine landesfürstliche Garantie der Gewerbefreiheit für den jungen Industriezweig anerkannt. Schon bald setzten sich im Sprachgebrauch der Branche die Bezeichnungen „Fabrik“ und „Fabrikanten“ durch. Von industrieller Produktion nach heutigem Verständnis konnte gleichwohl nicht die Rede sein; es handelte sich vielmehr weiterhin um Manufakturen, spezialisierte Handwerksbetriebe.

Diether Raff hat 1971 (vgl. Lit.) die bauliche und ökonomische Entwicklung Pforzheims von den frühen Manufakturgründungen bis in die Wilhelminischen Gründerjahre dargestellt. Er unterscheidet für den Zeitraum bis ca. 1870 zwei Phasen der lokalen Industrialisierung: Die erste, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts andauernde Phase war demnach gekennzeichnet durch eine relativ konstante Zahl eta-



■ 3 Ausschnitt aus dem Stadtplan von 1876: Gut ablesbar ist die gründerzeitliche Baustruktur der Weststadt mit Vorder- und Hinterhäusern. An den Hauptstraßen ist die Bebauung vorangschritten, während Fluchtlinien das projektierte Raster der Nebenstraßen andeuten.



■ 4 Einziger Überrest der gründerzeitlichen Weststadt: die 1877 erbaute Villa des Ringfabrikanten W. Bizer (Tunnelstraße 31). Der zugehörige Fabrikflügel wurde modern wiederaufgebaut (im Bild links angeschnitten).

blierter Betriebe. Mit der zweiten Phase begann um 1850 eine beispiellose Expansion der Branche. Zunehmend gelang es, die Absatzgebiete für Pforzheimer Bijouteriefabrikate über die europäischen Länder hinaus bis nach Nord- und Südamerika, den Orient und Australien auszudehnen. Eine Vielzahl kleiner Spezialbetriebe entstand neu: Ring- und Kettenfabriken, Doublefabriken, Silberkabinetts, Uhren- und Uhrgehäusefabriken, Elfenbeingraveur-, Guillocheur- und Emailleurkabinetts. Speziell entwickelte Werkzeuge und Maschinen sowie die Versorgung mit Industriegas erlaubten den Übergang zu einer halbindustriellen Produktionsform. Allein zwischen 1858 und 1864 vermehrte sich die Zahl der Bijouteriebetriebe einschließlich der Hilfsindustrien von 42 auf 190, die Zahl der Arbeiter wuchs von 2716 auf 6300. Einen weiteren Expansionsschub brachte der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, der Pforzheimer Fabrikanten die Möglichkeit eröffnete, in bislang von Paris beherrschte Märkte einzudringen. Im August 1872 registrierte der „Pforzheimer Beobachter“: „Aus dem zu Anfang des Jahres erschienenen Adreßkalender der Stadt ersieht man, daß in diesem kurzen Zeitraum mehr als hundert neue Etablissements entstanden sind, welche sich mit der Fabrikation von Bijouterie-Erzeugnissen befassen. Die Stadt wächst mit Macht aus ihren alten Verhältnissen heraus (...).“

In der Tat forcierte die Expansion der Industrie zwangsläufig die bauliche Entwicklung der Stadt. Um 1860 setzte unter Leitung des damaligen Stadtbaumeisters Ludwig Weber eine zielgerichtete Stadterweiterungsplanung ein. Rings um den alten Stadtkern wurde ein Gürtel neuer Stadtteile projektiert: die West-, Süd-, Nord- und Oststadt, die jeweils in ihrer Grund-

rißgestalt mit Straßenraster und rechteckigen Baublöcken ihre Entstehungszeit erkennen lassen. Die Stadtpläne von 1868 und 1876 belegen die inzwischen fortgeschrittene Bebauung der West- und Südstadt, darunter zahlreiche Wohnfabrikhäuser, erkennbar an den typischen Hofflügel. Die Bevölkerungszahl stieg zwischen 1855 und 1905 um das Sechsfache: von 10 000 auf etwa 60 000 Einwohner. Die Gründung der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule 1877 sowie des Kunst- und Kunstgewerbevereins festigten die Position Pforzheims als Zentrum der Schmuckgestaltung.

Im Jahr 1906 wurde mit 1243 Bijouteriebetrieben und ca. 24 000 Beschäftigten (nach Angaben bei Maschke, vgl. Lit.) ein Höhepunkt der industriellen Entwicklung erreicht, der jedoch Krieg und Inflation nicht überdauerte. Unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg zählte man noch ca. 700 Betriebsstätten. Davon fielen ca. 600 dem Großangriff auf Pforzheim am 23. Februar 1945 zum Opfer. Die erheblichen Substanzverluste vernichteten vor allem den zentrumsnahen älteren Bestand aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus der Gründerzeit blieb überhaupt nur eine einzige Fabrikantenvilla erhalten, nämlich die ehemalige Villa Bizer von 1877 in der Weststadt, die jedoch nicht den hier angesprochenen Wohnfabrikhaustyp repräsentiert. Eine durchgängige bauliche Überlieferung existiert erst für die Zeit seit der Jahrhundertwende.

Städtische Wohnfabrikhäuser

Zum ältesten Bestand gehört das im Jahr 1897 erbaute Wohnfabrikhaus Schwarzwaldstraße 9 in der Südstadt. Das stattliche viergeschossige Gebäude bildet den Auftakt zu einer geschlossenen Stadtwohnhausgruppe



■ 5 Wohnfabrikhaus H. Wankel (Schwarzwaldstraße 9), erbaut 1897. (Foto : G. Beck, Pforzheim).



■ 6 Wohnfabrikhaus der Ringfabrik A. Gerstner (Calwer Straße 129/131), Firmenanzeige im Adreßbuch von 1914. „Die Fassade aus weißem Ochsenbacher Sandstein (...) ist in einzelnen Teilen verguldet und mit türkisblauer Farbe ausgelegt“ (Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsass-Lothringen 3.1906, S. 117).

und wird stadtbildwirksam durch einen Turmaufsatz überhöht. Der reiche Materialeinsatz mit steinmetzmäßig bearbeitetem Sandstein, Ziegeln und Zierfachwerk im historistischen Stil der Neorenaissance zitiert selbstbewußt bürgerliche Architektur älterer Epochen. Das mitsamt seiner originalen Ausstattung wohlhaltene Gebäude entstand nach Entwürfen eines lokalen Architekten. Bauherr und Besitzer war der Bijouteriefabrikant Heinrich Wankel, der Großvater des bekannten Motorkonstruktors Felix Wankel. Im Erdgeschoß befanden sich die Geschäftsräume der Firma Wankel, die nach mündlicher Überlieferung bedarfsweise auch als Fabrikationsräume genutzt wurden. In den Obergeschossen wohnten die drei Firmenteilhaber mit ihren Familien. Ein gleichzeitig errichtetes Hinterhaus im Hof fungierte als weiteres Fabrikationsgebäude.

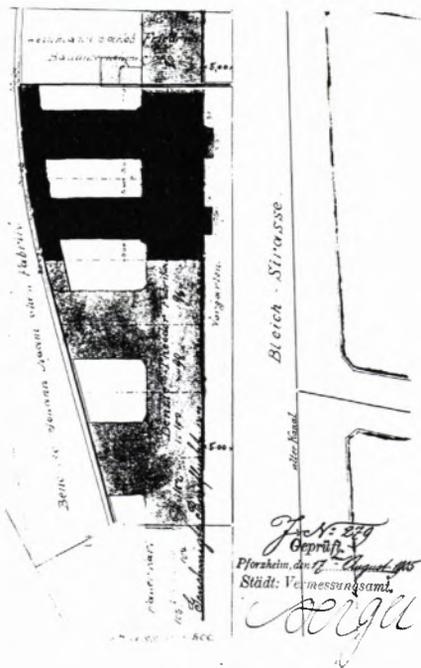
Das Doppelhaus Calwer Straße 129/131 in der Südstadt mit seiner breitgelagerten, durch Mittelrisalit und turmartig überhöhte Seitenerker axial gegliederten Schaufont wurde hingegen 1904 als Mietshaus erbaut. Der Entwurf der Architekten Karl Faller und Theodor Preckel (Pforzheim) im Stil der französischen Renaissance orientierte sich an feudalen Vorbildern. Fabrikflügel fehlen; die Bauakte belegt vielmehr, daß erst mit einer Planänderung die Fabriknutzung für die unteren Geschosse festgelegt wurde, die bis heute besteht. 1906 wurde dieses Fabrikschloß in der „Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen“ einem breiteren Leserkreis vorgestellt: „Die linke Seite (. . .) enthält auf jedem Stockwerke fünf Zimmer, die rechte je sechs Zimmer nebst Küchen, Bädern, Speisekammern u. s. w. Im Erdgeschoß und Keller befinden sich Werkstätten für eine Bijouteriefabrikation. Die Fassade aus weißem Ochsenbacher Sandstein (. . .) ist in einzelnen Teilen vergoldet und mit türkisblauer Farbe ausgelegt; die Balkongeländer ebenfalls vergoldet. Die Bildhauerarbeiten wurden von H. Wahl in Pforzheim und Naudascher in Karlsruhe ausgeführt.“

In der Südstadt entging außerdem eine größere Gruppe von Wohnfabrikhäusern in der äußeren Bleichstraße der Kriegszerstörung. Dieses Ensemble aus drei Doppelmietshäusern wurde 1905–07, wiederum nach Plänen von Faller & Preckel, für den Kaufmann Theodor Denzle errichtet. Eingefriedete Vorgärten und kunsthandwerklich anspruchsvolle Sandsteinfassaden mit Neobarock- und Jugendstilornamentik, Mosaikfeldern und skulptierten Reliefs, gegliedert

durch Ständerker und Bay-Windows, weisen auf die gutbürgerliche Wohnlage am damaligen Stadtrand im Nagoldtal hin. Neben Fabrikanten wohnten in den geräumigen Fünf- und Sechszimmer-Wohnungen nach Angabe der Adreßbücher unter anderem Privatiers und Professoren zur Miete. Die industrielle Kehrseite der anschließenden Mietfabriken im Hof ist bis heute zur Straße nur durch Firmenschilder kenntlich. Die flachen Fabrikdächer wurden für großzügige Dachterrassen genutzt.

Weitere charakteristische Exemplare des Wohnfabrikhaustyps überdauerten in der Nordstadt. Das Anwesen Hohenzollernstraße 90–94 erscheint zur Straße mit seiner palastartigen dreigliedrigen Fassade in halboffener Bauweise wiederum als „normales“ Stadtwohnhaus, während zum Hof zweigeschossige Fabrikflügel ausgebildet sind. Die Verbreitung dieses Typs belegen auch die Wohnfabrikhäuser Hohenzollernstraße 79, Güterstraße 9 und Kronprinzenstraße 27, deren individuelle Fassadendekorationen in Jugendstilformen ebenso wie die Initialen der jeweiligen Bauherren nebst Baudatum typisch für die repräsentative Ausgestaltung sind. Eine extreme Längenentwicklung, der Grundstückstiefe folgend, zeigt der rückwärtige Fabrikationsflügel des Anwesens Durlacher Straße 67, das 1906 für den Ringfabrikanten Emil Rothschild entstand. Eine seitliche Tordurchfahrt erschließt dort zugleich Fabrikhof und Vorderhaus.

Ältere Baunachrichten über solche Wohnfabrikhäuser mit besonderen Hinterflügeln lassen sich für Pforzheim bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Eine systematische Dokumentation dazu fehlt bislang. Man darf aber zumindest vermuten, daß die bauliche Struktur sich vom Typ des Torfahrthauses ableiten läßt, das nach 1800 als „das bürgerliche Stadthaus schlechthin“ (Kneile, vgl. Lit.) in Baden Verbreitung fand. Die für diesen Haustyp kennzeichnende, meist seitlich angeordnete Tordurchfahrt, durch die sowohl der rückwärtige Hof als auch das Treppenhaus erreichbar waren, findet sich in Pforzheim teilweise – wie bei dem eben erwähnten Beispiel – noch bei Neubauten nach 1900. Die Vorteile dieses Haustyps für städtische Handwerker, Kaufleute und kleine Fabrikanten lagen auf der Hand: Der Geschäftsinhaber konnte einen Teil des Gebäudes bewohnen, einen anderen bei Bedarf vermieten und im Erdgeschoß und Hof sein Geschäft betreiben. In Pforzheim war es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich, daß der Fabrikant im Obergeschoß



■ 7 Bleichstraße 92–102, Lageplan der projektierten Hausgruppe mit Vorgärten und rückwärtigen Fabrikflügeln vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).

seines Hauses wohnte. Erdgeschoß mit angeschlossenem Hofflügel wurden für Kontor- und Fabrikationszwecke genutzt. Seit den 1890er Jahren nahm sich zunehmend auch die Bauspekulation dieses Gebäudetyps an, während bereits etablierte Fabrikanten begannen, in die neu entstehenden „fabrikfreien“ Villenbezirke abzuwandern.

Zur Elektrifizierung der Schmuckfabrikation

Zwar war bereits 1854 – bezeichnen derweise auf Initiative von Fabrikanten – die lokale Versorgung von Schmuckbetrieben mit Industriegas aufgenommen worden. Bedeutete doch diese Energiequelle eine wesentliche Erleichterung für die damals von Handarbeit gekennzeichnete Produktion, insbesondere bei Arbeitsvorgängen wie dem Löt- und Schmelzen. Darüber hinaus leistete die Gasversorgung einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der künstlichen Beleuchtung: Statt teurem und rußendem Öllicht konnte nun billiges und rauchfreies Gaslicht verwendet werden. Die Folge war eine Steigerung der Arbeitsproduktivität, da die stark saisonabhängige Bijouterieproduktion fortan vom Tageslicht unabhängig wurde. Man geht wohl nicht fehl, den ersten Bauboom von Wohnfabrikhäusern mit besonderen Fabrikflügeln seit Mitte der 1850er Jahre auch im Zusammenhang mit der Einführung der Gasversorgung zu sehen.

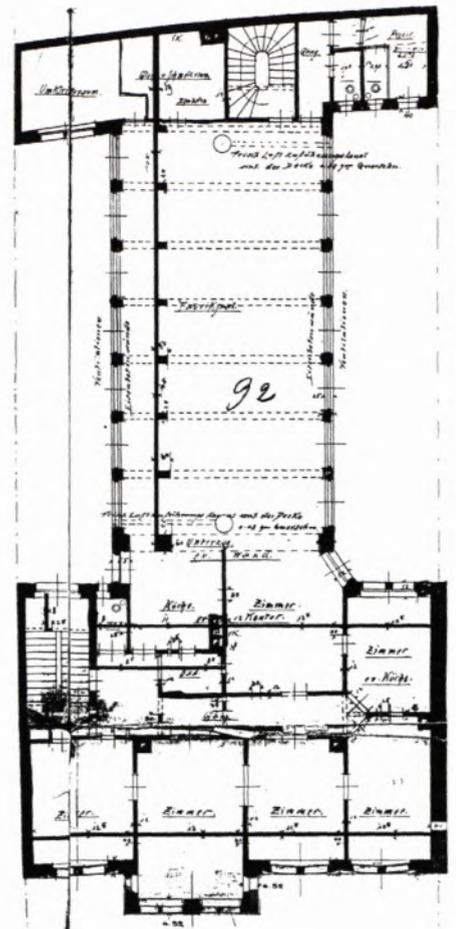
Der Einsatz von Dampfmaschinen jedoch konnte sich in den branchentypischen Klein- und Mittelbetrieben der Schmuckindustrie aus Wirtschaftlichkeitsgründen nicht durchsetzen. Noch 1882 gab es nur sechs Bijouteriefabriken mit Dampftrieb, zehn weitere nutzten Gas- oder Wassermotoren. So fehlte in Pforzheim ein signifikantes Merkmal der Industrialisierung: der Fabrikschornstein. Auch die bereits 1872 von dem Pforzheimer Fabrikant Heinrich Witzemann zum Patent angemeldete automatische Schmuckkettenmaschine konnte daher zunächst ihren wirtschaftlichen Vorteil nicht voll ausspielen.

Erst mit der Elektrifizierung ab 1893 setzte sich in Pforzheim die industrielle Produktion durch. Mit der Elektrizität fand sich eine Energiequelle, die zentral erzeugt und über Leitungen leicht in jeden Betrieb transportiert werden konnte, um dort Motoren beliebiger Größe anzutreiben. Diese epochale Bedeutung der Elektrizität, die in der Bijouterieindustrie offenbar besonders früh erkannt wurde, ist in der industrie- und ortsgeschichtlichen

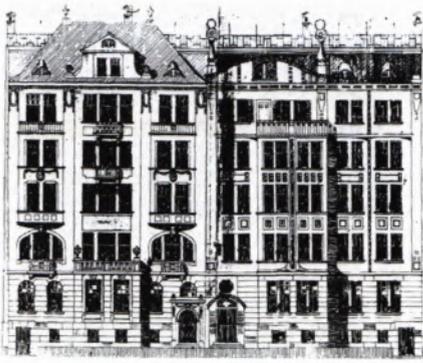
Literatur bislang wenig beachtet worden. Während 1891 die industrielle Einsatzreife des Mehrphasen-Wechselstromsystems auf der berühmten elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt a. M. erstmals öffentlich demonstriert wurde, konstituierte sich in Pforzheim unter Leitung von Bürgermeister Habermehl eine „Kommission für elektrische Kraftübertragung“. Deren Ziel war es, durch den Bau einer kommunalen „electrischen Zentralstation“ den zahlreichen „mittleren und kleineren Fabrikanten (...) Motorenbetrieb zu ermöglichen“, wie es 1893 im „Journal der Goldschmiedekunst“ hieß. Im gleichen Jahr richtete der Pforzheimer Kunstgewerbeverein in der damaligen Kunstgewerbeschule eine vielbeachtete Bijouterie-Fachausstellung aus. In einer zentralen „Maschinenhalle“ präsentierten verschiedene Pforzheimer Maschinenbauunternehmen erstmals „mit elektrischer Kraft betriebene Hilfs- und Arbeitsmaschinen“ für die Bijouterieindustrie. Anlässlich dieser Ausstellung, die auch einen künstlerischen Teil hatte, übergab übrigens der Kunstgewerbeverein eine Sammlung der Öffentlichkeit, die als „Pforzheimer Kunstgewerbe-Museum“ den Grundstock des heutigen Schmuckmuseums im Reuchlinhaus bilden sollte.

Nachdem 1894 die reguläre Stromlieferung aus dem städtischen Elektrizitätswerk aufgenommen wurde, die nahezu ausschließlich an industrielle Abnehmer ging, waren bereits 1895 346 Motoren in 132 Bijouteriebetrieben angeschlossen. Bis 1903 nutzten mehr als 500 Bijouteriebetriebe den elektrischen Motorenantrieb. Damit lag Pforzheim im statistischen Reichsvergleich nach Berlin an der Spitze sämtlicher deutscher Städte. Rechnet man die Großfabriken mit eigenen Kraftzentralen hinzu, die bald an der Gesamtproduktion einen erheblichen Anteil gewannen, so wird der Vorsprung noch deutlicher. Der frühe Einsatz des Elektromotors trug offenbar wesentlich dazu bei, daß die Pforzheimer Bijouteriebranche durch Automatisierung und billige Massenfertigung im Wettbewerb insbesondere mit der nordamerikanischen Konkurrenz weltweit eine marktbeherrschende Stellung erlangen konnte.

Die ab 1894 errichteten Pforzheimer Fabrikgebäude sind daher als Dokumente einer neuen, auf der Elektrizität basierenden Energie- und Produktionstechnik zu bewerten, die in der Bijouterieindustrie offenbar besonders früh Verbreitung fand. Im Bericht einer ungenannten englischen Fachzeitschrift, zitiert nach dem „Kunstgewerbeblatt für das Gold-, Silber- und



■ 8 Bleichstraße 92, Grundriß 1. Obergeschoß mit Wohnung, Kontor und Fabriklokal vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).



■ 9 Bleichstraße 92/94, Fassadenaufriß nach Entwurf der Architekten K. Faller und Th. Preckel (Pforzheim) vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).

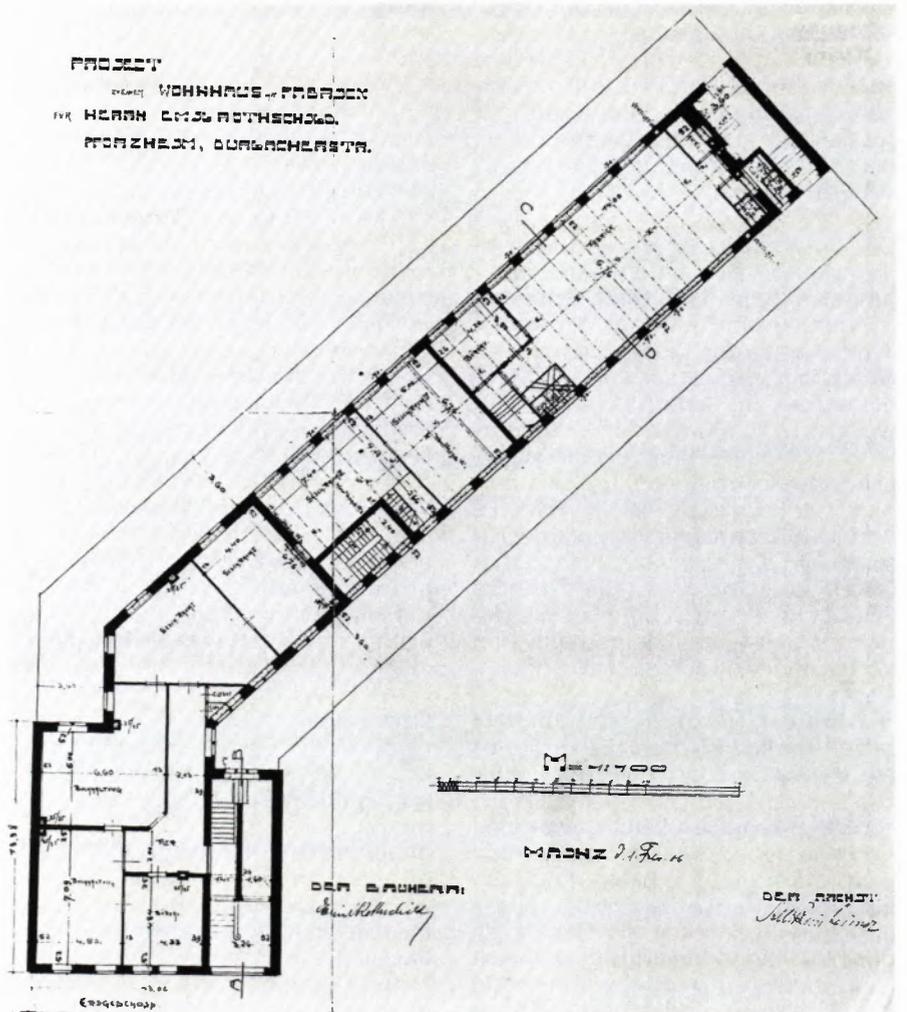


■ 12 Wohnfabrikhausgruppe Hohenzollernstraße 90-94 mit palastartiger Fassade und rückwärtigen Fabrikflügeln von 1911.



■ 10 Bleichstraße 92/94, Blick aus dem Treppenhausfenster auf die rückwärtigen Fabrikflügel mit Dachterrassen.

■ 13 Durlacher Straße 67, Grundriß des Erdgeschosses mit Kontor und seitlicher Torfahrt sowie extrem langem Fabrikflügel. Geplant 1906 durch den Architekten A. Reinheimer (Mainz) für den Ringfabrikanten E. Rothschild (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).



■ 11 Hohenzollernstraße 79, erbaut 1908 als Wohnfabrikhaus nach Plänen von P. Fries und H. Kurr (Pforzheim). Fenster 1989 mit Schallschutzflügeln unter Erhalt der originalen Unterteilung und Jugendstil-Farbverglasung (im Mittelfeld) erneuert.

Feinmetallgewerbe“ (Jahrgang 1903), kommt dieser Aspekt zum Ausdruck: „In England wird man nirgends solch hübsche und gut eingerichtete Fabriken finden, als gerade in Pforzheim. Schon äußerlich sind sie architektonisch interessant, eine Besichtigung im Innern gibt sofort einen Fingerzeig, warum ihre Erzeugnisse gut und billig sind. Die großen und luftigen Arbeitsäle sind so gesund, wie sie der peinlichste Fabrikinspektor nur verlangen kann, während die mechanischen Einrichtungen so modern sind, daß sie den höchstgespannten Ansprüchen an industriellen Fortschritten genügen. (...) Fast überall werden die Poliermaschinen mit Elektrizität getrieben...“

Die Elektrizität als „ferngesteuerte“ Energiequelle bestimmte aber nicht nur die technische Modernität der Fabrikgebäude, sondern ermöglichte auch deren relativ konfliktfreie Integration in die bereits früher geplanten Stadtquartiere. In die damaligen Stadt-

beschreibungen fand alsbald der Topos von der „sauberen Industrie“ Eingang: „Wegen der vielen elektrischen Betriebe“, heißt es beispielsweise in einem Stadtführer der zwanziger Jahre, „ist es verhältnismäßig nur eine sehr geringe Anzahl von rußenden Schornsteinen, die die (...) so reizend gelegene Stadt (...) verunzieren.“ Das Nebeneinander von Wohn- und Fabrikationsstätten führte in städtebaulicher Hinsicht zu einer Mischstruktur, wie sie in dieser Intensität im Vergleich zu anderen Industriestädten bis heute für Pforzheim besonders charakteristisch geblieben ist.

Die großen Bijouteriefabriken

Der Einsatz der Elektrizität in Pforzheim ab 1894 führte auch zur Entstehung einiger Schmuckfabriken neuer Größenordnung mit mehreren hundert Beschäftigten. Die beiden ersten großindustriellen Betriebe nahmen 1895 die Produktion auf: die Fabriken



■ 14 Doubléfabrik F. Kammerer, Ansicht vom Enzufferweg. Historische Aufnahme, ca. 1900 (Stadtarchiv Pforzheim). Die Fabrik wurde im Zweiten Weltkrieg total zerstört.



■ 15 Arbeit in der Bijouteriefabrik um 1900: Fabriksaal in der Gold- und Silberwarenfabrik L. Kuppenheim (Stadtarchiv Pforzheim).



■ 16 Villa und Schmuckfabrik E. G. Bek (Schwarzwaldstraße 7), historische Aufnahme. (Gebr. Metz, Tübingen). Das 1903 nach Entwürfen des Architekten H. Deichsel (Pforzheim) errichtete Anwesen wurde nach Kriegsschäden vereinfacht wiederhergestellt.

■ 17 Ehem. Metallwarenfabrik W. Wolff (Hohenzollernstraße 81/83), erbaut 1907 bis 1913 nach Plänen der Architekten E. Maler und R. Brenner (Pforzheim). Ansicht nach Abschluß der jüngsten Umbau- und Instandsetzungsarbeiten, 1992.



■ 18 Ehem. Metallwarenfabrik W. Wolff, späthistoristische Dekorationsmalerei im Haupttreppenhaus. Aufnahme 1991.



von F. Kammerer und G. Rau. Beide verfügten im Unterschied zu den kleineren Wohnfabrikhäusern über eigene Kraftzentralen. In baulicher Hinsicht jedoch rückte man nur zögernd vom bewährten Schema ab. So präsentierte sich die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Fabrik von F. Kammerer zur Straße mit einem verspielten Villenbau im Stil des Historismus. Neu und für damalige Augen ungewöhnlich war allerdings die Seitenansicht auf den ebenfalls architektonisch reich ausgebildeten Fabrikflügel, der mittels einer Kolonnade an die Villa anschloß. Der Standort direkt an der Flußuferpromenade der Enz ermöglichte diese neue architektonische Sicht, holte den Fabrikflügel aus seinem Hofdasein hervor und machte ihn zum ablesbaren Bestandteil des Gesamtkomplexes, ohne die Präsenz

der Fabrikantenvilla aufzugeben. Die reinen Dimensionen dieser Fabrik, vor allem aber der neue Status des Fabrikationsflügels, demonstrierten die Ablösung kooperativ-handwerklicher Schmuckherstellung durch arbeitsteiliges-maschinelle Verfahren.

Ein noch immer eindrucksvolles Beispiel des gleichen Typs ist die ehemalige Schmuckfabrik Ernst Gideon Bek in der Schwarzwaldstraße (Südstadt). Die trutzig-wehrhaft ausgestaltete Villa mit Tormauer, Säulenarkatur und Steildach am ansteigenden Hang, die Erinnerungen an mittelalterliche Burgen weckt, verlor allerdings durch Kriegseinwirkung ihre ursprünglich dominierende Dachzone. Der angeschlossene langgestreckte Fabrikflügel an einer Nebenstraße läßt jedoch noch heute die Funktionsfolge von



■ 19 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG. (Bleichstraße 81), erbaut 1901–1910 nach Plänen des Architekten H. Walder (Karlsruhe). Historisches Vogelschaubild (Stadtarchiv Pforzheim). Fabrikbau nach Kriegsschäden vereinfacht wiederhergestellt.

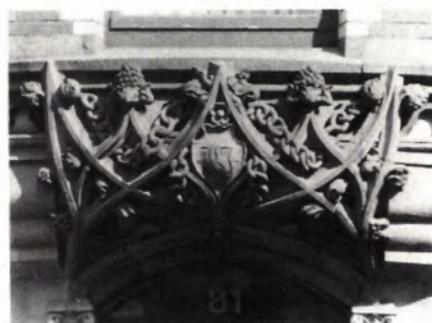
Villa und Fabrik besonders einprägsam hervortreten. Die 1903 nach Plänen des überregional beachteten Pforzheimer Architekten Heinrich Deichsel erbaute Fabrik wurde damals in der Bauzeitschrift „Architektur des XX. Jahrhunderts“ ausführlich vorgestellt.

Zu den wichtigsten Industriedenkmalen Pforzheims gehört auch der Baukomplex der ehemaligen Metallwarenfabrik Wolff in der Nordstadt, entworfen 1907–13 von den Pforzheimer Architekten Ernst Maler und Robert Brenner; Maler hatte übrigens auch die Fabrik von F. Kammerer gebaut. Die noble Fassadengestaltung in Neorenaissanceformen unter flach geneigtem Walmdach erinnert an einen Stadtpalazzo italienischer Provenienz. Hinter dieser Fassade verbirgt sich eine Stahlskelettkonstruktion mit frei einteilbaren Geschoßflächen. Der zweigegliederte Gebäudekomplex aus mehrgeschossigem Kontorhaus und Fabrikflügel steht parallel zur Straße, dazwischen vermittelt eine überbaute Tordurchfahrt den Kontakt zum Fabrikhof. Die Verwendung von Sandstein mit bildhauerischen Details sowie ein risalitähnlich überhöhter Eckaufbau verdeutlichen die architektonische Sonderstellung der „Villa“ als Kopfbau. Während eine Rustikaquaderung die Zone der Fabriksäle im Erd- und Obergeschoß zusammenfaßt, ist die übergeordnete „Beletage“ im zweiten Obergeschoß durch Schmuckerker, Balkone und Balusterbrüstung hervorgehoben und gibt sich nach ihrem Erscheinungsbild als Fabrikantenwohnung zu erkennen. Sie tradiert damit wiederum formelhaft den Typus des Wohnfabrikhauses, obwohl tatsächlich von Beginn an das Firmenkontor

dort eingerichtet gewesen sein dürfte.

Die Wolffsche Fabrik wurde kürzlich unter Beteiligung der Denkmalpflege zu einem Mietwohnhaus mit 28 Wohneinheiten umgebaut. Dabei galt das besondere Augenmerk der Erhaltung der originalen Fenster mit ihrer typischen Jugendstilteilung sowie der Raumfolge von Haupttreppe und „Beletage“ mit ihrer späthistoristischen Ausstattung.

Den Abschluß der typologischen Entwicklung repräsentiert die dreiflügelige Anlage der Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan in der Südstadt, ein ehemals weltbekanntes Unternehmen. Der umfangreiche Gebäudekomplex wurde zwischen 1901 und 1910 in mehreren Abschnitten nach Plänen des Industriearchitekten Hermann Walder (Karlsruhe) errichtet. Mehr als tausend Menschen arbeiteten dort zeitweise in vier Fabrikgeschossen. Eine farbig glasierte Ziegelverkleidung mit gliedernden Formziegelfriesen bestimmt die Außenerscheinung. Bekrönende Ecktürme, Staffelgiebel und Steildächer im romantisierenden Stil der Neugotik fielen bis auf Rudimente dem Großangriff auf Pforzheim zum Opfer. Die wohl bewußt angestrebten Assoziationen an Materialien und Bauformen der norddeutschen Hansestädte verweist auf bürgerliche Architekturvorbilder. Als nach dem Ersten Weltkrieg Firmenverwaltung und Versandabteilung ein eigenes Gebäude benötigten, griffen Bauherrschaft und Architekt 1922 nochmals auf den Wohnfabrikhaustyp zurück; der neue Gebäudetrakt wurde mittels einer gedeckten Brücke an die ältere Anlage angeschlossen. Die Typologie des Wohnfabrikhauses erscheint dort an-



■ 20 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG. (Bleichstraße 81), Supraporte mit Firmenemblem, Uhrketten und gotisierendem Stabwerk. Roter Sandstein, ca. 1910.



■ 23 Bleichstraße 94, Brüstungs mosaik mit Bauinschrift und Insignien des Goldschmiedehandwerks (vgl. Abb. 7–10).



■ 21 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG., „Amerika“-Medaillon am Verwaltungsgebäude (Bleichstraße 77). Ausschnitt aus einem Zyklus mit schmucktragenden Allegorien auf die fünf Erdteile. (Karlsruher?) Majolika, ca. 1922.

gesichts der Firmengröße noch deutlicher als bei der Wolffschen Fabrik nur mehr formelhaft als Rückgriff auf die Überlieferung, jedoch inzwischen mit augenfällig veränderter Gewichtung: nicht mehr die Fabrik, sondern die „Villa“ erscheint dort nachrangig.

Der seit längerem denkmalgeschützte Fabrikkomplex wurde 1978/79 zum Geschäftshaus umgebaut. In einem Teil des Gebäudes ist seit 1983 das Technische Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie eingerichtet.

Bauplastischer Schmuck

Zur architektonischen Ikonographie der Bijouteriefabriken gehört ihr bauplastischer Schmuck. Die häufig dargestellten Ringe, Ketten, Kronen und Goldschmiedehammer schöpfen aus dem traditionellen Bildfundus des Bijouteriehandwerks. Daneben findet sich eine Vielzahl individueller Leistungen: In der Supraporte der Fabrik Kollmar & Jourdan verweist das Motiv verschlungener Ringe auf den am stärksten automatisierten Produktionszweig der Firma. Im Türbogenrelief des Wohnfabrikhauses Tunnelstraße 69/71 tritt das Dreiergespann Hermes, Athene und Hephaistos als Schutzpatronat der Kaufleute, Künste und Handwerker auf. Die seit der Barockzeit beliebte theatrale Allegorie in Form anmutiger Putti findet sich 1912 auf einem Bogenfries, der für die Fabrik G. Kammerer angefertigt wurde. Ein besonders selbstbewusstes Motiv zielt das Verwaltungsgebäude der Fabrik Kollmar & Jourdan: Fünf mit Schmuck dekorierte Brustfiguren in Medaillons, die nach barocker Bildtradition die fünf Erdteile allegori-

sieren, stellen in kolonialherrschlichem Gestus die tatsächlich weltumspannenden Geschäftsbeziehungen der Firma dar.

Neben branchenbezogenen Hinweisen bestimmen zeittypische Motive des Jugendstils den Bauschmuck. Die besten Beispiele sind kaum denkbar ohne Einfluß und Mitwirkung der Künstler, die damals in der Schmuckindustrie oder in enger Zusammenarbeit mit Fabrikanten an der Pforzheimer Kunstgewerbeschule tätig waren.

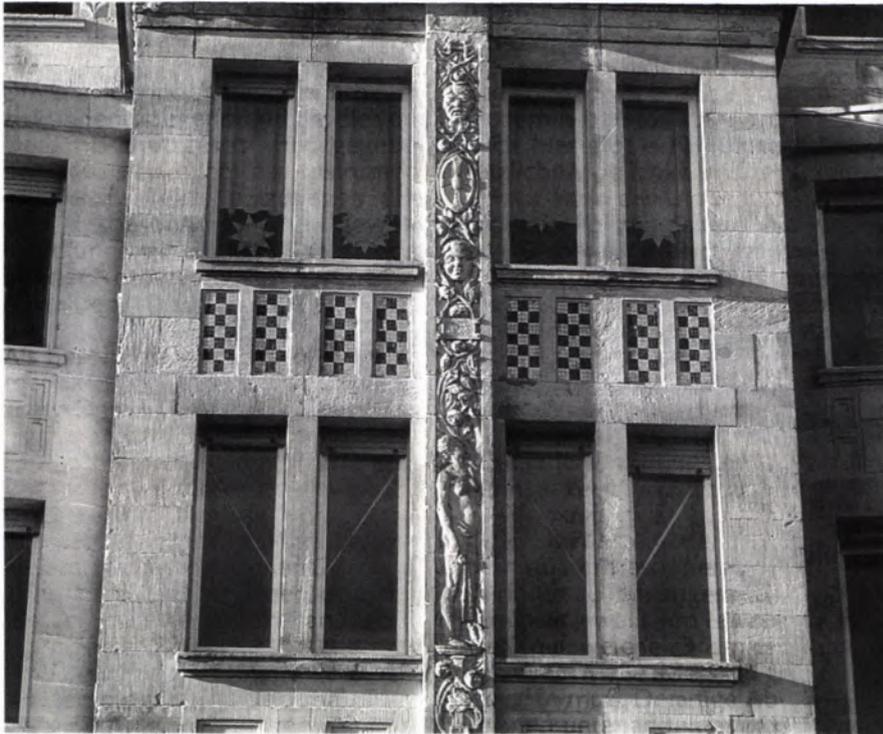
Obwohl Baudenkmäler der Industrialisierung, stehen die Bijouteriefabrikhäuser mit ihrer „ganzheitlichen“ Funktionalität und ihrem kunsthandwerklichen Repräsentationsanspruch noch den bürgerstädtischen Kaufmanns- und Handwerkerhäusern der vorindustriellen Zeit nahe, deren Struktur sie zugleich aufnahmen und aufsprenkten. Ihre Grundrißform bietet, wie inzwischen zahlreiche Umnutzungsbeispiele zeigen, günstige Voraussetzungen für eine weitere Erhaltung als urbanes Wohn- und Geschäftshaus. Als Beitrag zur Industriekultur in Baden-Württemberg verkörpern sie ein Stück der Identität der „Goldstadt“ am Nordschwarzwald.

Archivalien:

Stadtarchiv Pforzheim, diverse Bauakten (1874 ff.), Adreßbücher der Stadt Pforzheim, Jg. 1893 ff.



■ 22 Wohnfabrikhaus Tunnelstraße 69/71, Hauseingang. Supraporte mit Allegorien auf Handel, Kunst und Handwerk, ca. 1910.



■ 24 Bleichstraße 92, Erkerfries mit Jugendstilrelief. Gelber Sandstein, ca. 1906 (Foto: G. Beck, Pforzheim).

Literatur:

J. G. F. Pflüger: Geschichte der Stadt Pforzheim, Pforzheim 1862.
 L. Rühl: Führer durch die Bijouterie-Fabriken und deren verwandte Geschäfte in Pforzheim und Umgegend, Pforzheim (2) 1878.
 Journal der Goldschmiedekunst, Jg. 1882, Jg. 1893.
 Kunstgewerbeblatt für das Gold-, Silber- und Feinmetallgewerbe, Jg. 1893, Jg. 1903.
 Pforzheimer Jahrbücher 1902 und 1903.
 Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen 3. Jg. 1906, S 117 f.
 Die Architektur des XX. Jahrhunderts, 4. Jg. 1904, H. 4.
 A. Kern: Pforzheim, dessen geschichtliche und bauliche Entwicklung, in: Pforzheim, hrsg. unter Mitwirkung der Stadtverwaltung (Deutsche Städte), Stuttgart 1922.
 H. Baum: Pforzheim, die größte Goldstadt der Welt. Neuester Führer durch Pforzheim und Umgebung, Stuttgart (4. Aufl.) (1928?).
 D. Trost: Der Einfluß der Industrie auf das Stadtbild Pforzheims in Vergangenheit und Gegenwart, in: Adreßbuch für Pforzheim und Umgebung 1956, S. II ff.
 Erich Maschke (Hg.): Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, Pforzheim 1967.

D. Raff: Die Entwicklung von der Kleinstadt zur Mittelstadt, in: Pforzheimer Geschichtsblätter, Folge III, 1971, S. 11 ff.

H. Kneile: Bürgerliche Wohnarchitektur in Städten des Großherzogtums Baden, 1976. Die Rassler, hrsg. v. B. Rudin, Pforzheim 1982.

W. Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie. Schriftenreihe Nr. 3 der Gesellschaft zur Förderung des Technischen Museums der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie e. V., Pforzheim 1989.

Brücke, Mühle und Fabrik, technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit, Stuttgart 1991, S. 201.

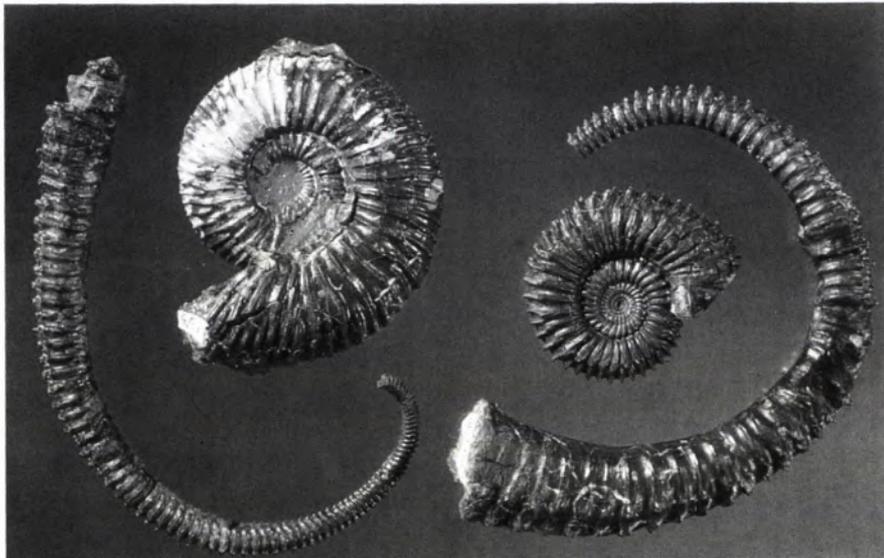
H. Diruf/C. Timm: Kunst- und Kulturdenkmale in Pforzheim und im Enzkreis, Stuttgart 1991.

Dr. Christoph Timm
 Kulturamt der Stadt Pforzheim
 Postfach 7
 7530 Pforzheim

Im Wettlauf mit dem Bagger

Zur Frage des Denkmalschutzes paläontologischer Funde

Dieter Planck



■ 1 Sensationelle Funde von entrollten Ammoniten (rechts u. links: Spiroceras) aus dem Braunen Jura Delta (Hamitenton) aus einer Baugrube der neuen A 8, Streckenabschnitt „Aichelberg-Gruibingen“. Zum Vergleich in der Mitte zwei normal aufgerollte Ammoniten aus der gleichen Fundschicht.

Seit dem 1. Januar 1972 hat das Land Baden-Württemberg zur Wahrnehmung der Aufgaben des Denkmalschutzes als wirksame Rechtsgrundlage das Gesetz zum Schutz der Kulturdenkmale. Die Verabschiedung eines solchen Gesetzes war notwendig, weil unser Bundesland ungewöhnlich reich an Baudenkmalen sowie archäologischen bzw. paläontologischen Kulturdenkmälern ist. Kulturdenkmale sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Dabei ist es gleichgültig, ob solche Denkmale von Menschenhand geschaffen wurden oder ob sie ein Produkt der Natur sind. Dem Begriff Kulturdenkmal ist also in Baden-Württemberg ein umfassender Sinngehalt beigemessen worden. Daraus ergibt sich, daß das Denkmalschutzgesetz vor allem auch im Rahmen des staatlichen Bildungsauftrages gesehen werden muß. Es sei daran erinnert, daß eine Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen – wie etwa die Kunst- und Altertumswissenschaften, die Anthropologie, die Paläontologie und die Paläobotanik – aus archäologischen Quellen ihre Informationen beziehen.

Aber genauso wie die Darstellung des vorgeschichtlichen Menschen der Erkenntnis der Gegenwart dient, so lehrt die Paläontologie den Umgang mit unserem Lebensraum. Von höchster Aktualität ist beispielsweise, daß wir unsere Kenntnisse über die Entwicklung von Ökosystemen in der Erdgeschichte dazu nutzen, um die in rezenten Ökosystemen ablaufenden Prozesse zu verstehen, und daraus für die Zukunft prognostische Argumente ableiten zu können.

Es bedarf also keiner weit hergeholtten Begründung für den Nutzen paläontologischer Forschung. Wie sieht es aber in der Praxis aus? Staatliche naturwissenschaftliche Museen sind traditionsgemäß bevorzugte Forschungsstätten der Paläontologie, da meist nur hier wissenschaftliche Literatur und Vergleichssammlungen in der notwendigen Breite zur Verfügung stehen. Von diesen Einrichtungen wird auch die laufende Betreuung wichtiger Fossilfundstätten (z. B. Holzmaden und Grube Messel in Hessen) und die Bergung wertvoller Funde geleistet. Aber auch in diesen Museen können nicht alle Teilgebiete der Paläontologie durch Wissenschaftler betreut werden, wie dies im Hinblick auf die sehr wertvollen und umfang-

reichen Sammlungsbestände wünschenswert wäre.

Um hier dennoch wirksam arbeiten zu können, ist es erforderlich, die vom Denkmalschutzgesetz her gegebenen Möglichkeiten als Instrument möglichst effektiv einzusetzen und sich insbesondere eine gewisse Handlungsfreiheit beim Schutz oder bei der Notbergung von Fossilien zu bewahren.

Als besonders wirkungsvolles Instrument hat sich bei der Archäologischen Denkmalpflege die Listenerfassung oder, darüber hinausgehend, die wissenschaftliche Inventarisierung von bekannten Fundstellen erwiesen. Hieraus ergibt sich von vorneherein die Möglichkeit, daß das Landesdenkmalamt bei baurechtlichen Genehmigungsverfahren, zu denen es gehört werden muß, bereits im Planungsstadium Einsprüche oder Auflagen geltend machen kann. Auch eine „Paläontologische Denkmalpflege“ hätte die Aufgabe, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und notfalls die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Eine Listenerfassung paläontologischer Denkmale wäre allerdings nur mit einem erheblichen personellen und zeitlichen Aufwand realisierbar. Hinzu käme, daß die Prospektion auf dem Gebiet der Paläontologie ungleich schwieriger wäre als auf dem Gebiet der Archäologie. Immerhin ist z. B. im Bereich des Grabungsschutzgebietes „Versteinerungen Holzmaden“ der Schutz wertvoller Fossilien realisiert.

Sicher ist es nicht möglich, daß Fossilvorkommen auch nur einigermaßen

in ihrem Umfang erfaßt werden können, wie dies bei archäologischen Objekten der Fall ist, so daß der zufällige Fund, etwa bei Baumaßnahmen, weiterhin obenan stehen wird. Aber auch hier gibt es weitreichende gesetzliche Möglichkeiten: Bei Gefahr in Verzug kann das Landesdenkmalamt (oder die Polizei) die zur Abwendung der Gefährdung erforderlichen vorläufigen Maßnahmen veranlassen und insoweit über seine eigentliche, fachlich-konservatorische Zuständigkeit hinausgehen.

Trotz dieser Möglichkeiten, die das Gesetz bietet, wäre dennoch der im Verhältnis zum Aufgabenkatalog allzu geringe Personalbestand der Naturkundemuseen zur Bewältigung der Arbeit vor Ort überfordert. Hierzu bedarf es deshalb eines zuverlässigen und gut funktionierenden Stützpunktsystems von ehrenamtlichen Helfern. Im Bereich der Archäologischen Denkmalpflege wird für Forschungsgrabungen aus rein wissenschaftlichem Interesse grundsätzlich keine Grabungsgenehmigung erteilt. Für Rettungsgrabungen, die durch äußere Umstände erzwungen werden, beauftragt das Landesdenkmalamt u. a. ehrenamtliche Beauftragte der Denkmalpflege mit der Fundbergung und Dokumentation.

Auf dem Gebiet der naturkundlichen Denkmale ist die Durchführung der Fundbergung und die fachliche Beurteilung der Funde durch eine Verwaltungsvereinbarung mit dem Staatlichen Museum für Naturkunde geregelt. In diesem Falle schlägt das Naturkundemuseum vor, einen zufällig entdeckten Fund durch einen Amateurpaläontologen bergen zu lassen, der dem Naturkundemuseum bekannt ist und über ausreichendes



■ 2 Grabungsstelle des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart in den fossilführenden Schichten des Braunen Juras in den Bauaufschlüssen der neuen A 8 im Streckenabschnitt „Aichelberg-Grübingen“.

■ 3 Schädel des Urlurchs (*Mastodonsaurus*) aus dem Oberen Lettenkeuper (Obere Trias) von Kupferzell bei Schwäbisch Hall. Links: Fundsituation bei der Grabung auf der Trasse der A 6 (Heilbronn-Nürnberg); der Zwischenkiefer liegt abgetrennt rechts vom Schädel. Rechts: vollständig freigelegter Schädel, Länge: 67 cm.



fachliches Wissen verfügt und zuverlässig ist.

Einen besonders gelagerten Fall haben wir in Baden-Württemberg im Posidonienschiefer des Schwarzen Jura im Gebiet um Holzmaden mit seinen reichen Fossilfunden. Seit dem 15. Mai 1979 besteht durch Verordnung des Regierungspräsidiums Stuttgart das Grabungsschutzgebiet „Versteinerungen Holzmaden“. Diese Form der Unterschutzstellung wurde gewählt, weil, im Gegensatz zur Ausweisung als Naturdenkmal, die Möglichkeit sowohl für Forschungsgrabungen als auch für gewerbliche Nutzung weiter besteht. Zudem regelt das Schatzregal den Übergang von Kulturdenkmälern, die im Grabungsschutzgebiet entdeckt werden, in das Eigentum des Landes Baden-Württemberg.

Die hieraus erwachsenen Aufgaben werden durch eine Verwaltungsvereinbarung geregelt. Hiernach wird das Naturkundemuseum Stuttgart im Rahmen seiner fachlichen Aufgaben für das Landesdenkmalamt tätig. Dem Naturkundemuseum obliegt insbesondere die Sicherung der paläontologischen Funde, es übernimmt die Auszahlung von Fundprämien und arbeitet mit den für das Grabungsschutzgebiet bestellten ehrenamtlichen Beauftragten zusammen. Das Naturkundemuseum und die ehrenamtlichen Beauftragten sind Beauftragte des Landesdenkmalamtes. Das Naturkundemuseum übernimmt in der Regel die als Kulturdenkmale be-

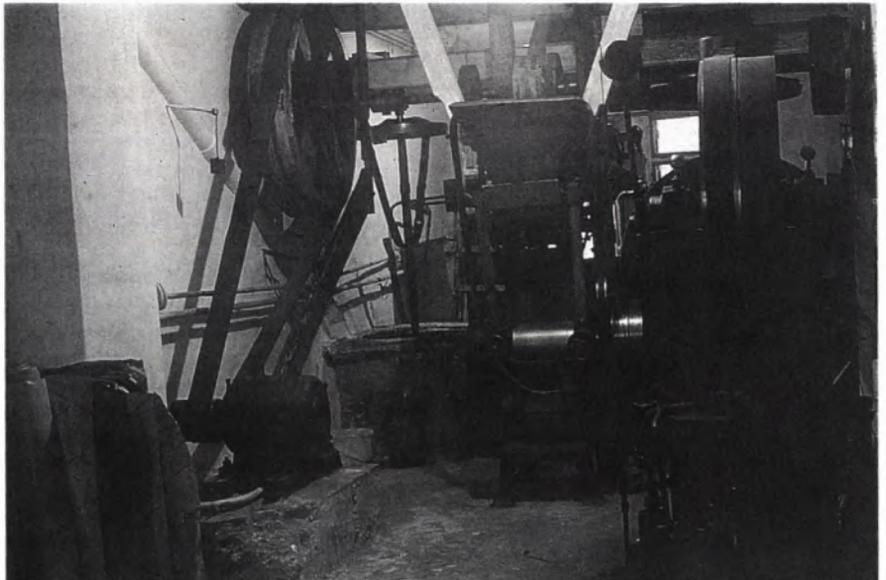
urteilten Versteinerungen in die eigene Sammlung. Es hat zudem für eine zweckentsprechende Verteilung der Kulturdenkmale an die übrigen staatlichen Sammlungen des Landes Sorge zu tragen und die berechtigten Ansprüche nichtstaatlicher Museen zu berücksichtigen. Darüber hinaus sind alle Eingriffe in den Schiefer im Bereich des Grabungsschutzgebietes wie Bauvorhaben, Schieferbruchbetriebe und wissenschaftliche Forschungsgrabungen genehmigungspflichtig. Die Genehmigung wird unter bestimmten Voraussetzungen durch das Landesdenkmalamt erteilt.

Sicher hat das Wort, daß erst der Mensch komme und dann die Kulturdenkmale, seine Berechtigung. Andererseits scheint man durch das wachsende Umweltbewußtsein allgemein erkannt zu haben, und hier sind besonders die Anstrengungen des Landes Baden-Württemberg hervorzuheben, daß auch der Schutz wertvoller Kulturdenkmale zur Integration der Vergangenheit in die Lebensqualität von heute und morgen gehört. Hier allein auf das Gesetz angewiesen zu sein, ist unbefriedigend. Es bedarf vor allem des Verständnisses und der Mitwirkung einer breiten Öffentlichkeit.

Prof. Dr. Dieter Planck
LDA • Archäologische
Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1

Die Marbacher Ölmühle: Eine Restaurierung mit Modell- charakter

Hans Peter Münzenmayer



■ 1 Blick in die Ölmühle nach Reinigung und Konservierung. Erkennbar ist die übliche Arbeitsbeleuchtung an einem sonnigen Tag als typische Mischung aus Tageslicht und schwacher elektrischer Beleuchtung.

Die beliebte Metapher vom Dornröschenschlaf einzelner Maschinen oder einer ganzen Ölmühle paßt eigentlich ganz gut, solange man sich statt des Dornengestrüpps Spinnweben, Staub und Ablagerungen aller Art vorstellt. Doch dann beginnt die Metaphorik schnell zu versagen. Denn während sich Dornröschen nach dem Kuß des Prinzen in strahlender Jugendschönheit erhebt, die sie unverändert während des langen Schlafes bewahrt hatte, stehen Technische Kulturdenkmale nach dem Abkehren des Staubes nicht in fabrikneuem Zustand da. Ganz abgesehen davon, ist die Rolle des Prinzen äußerst zweifelhaft. Steht sie dem verständnisvollen Eigentümer, dem zu Rate gezogenen Denkmalpfleger oder dem ausführenden Restaurator zu? Einigen wir uns getrost auf eine Mehrfachbesetzung und beenden das Spiel mit Metaphern!

Nüchtern festzuhalten ist: Technische Kulturdenkmale sind Quellen der Technikgeschichte, aber auch des Arbeitslebens und der Orts- bzw. Regionalgeschichte. Ihr Denkmalwert ist also nicht ausschließlich von der technischen Meisterschaft oder Mustergängigkeit hergeleitet, wenn eine sol-

che Einzigartigkeit auch ein wichtiges Kriterium sein kann, sondern allein von der Aussagekraft als Quelle. Das Erkennen dieser Aussagekraft entspricht dem Wachküssen Dornröschens, wenn wir noch einmal kurz zur Märchenanalogie zurückkehren wollen.

Eine derartige Quellenkunde hat nun einige weitreichende Konsequenzen. Zunächst kann nicht von vornherein festgelegt werden, wie groß ein Technisches Kulturdenkmal sein und welcher Branche es angehören soll. Die Beurteilung und Verfahrensweise muß vergleichbar sein, gleichgültig ob es sich um ein ganzes Bergwerk handelt oder um einen handlichen Gegenstand, der bequem auf dem Tisch des Restaurators Platz findet. Freilich wachsen die Schwierigkeiten mit dem Ausmaß eines Technischen Kulturdenkmals, man denke nur etwa an den Grunderwerb und die nötige Unterhaltung. Die Erhaltung sehr „großformatiger“ Kulturdenkmale ist aber in erster Linie eine Herausforderung an die Gesellschaft oder an die Politiker. Es handelt sich also um die Entscheidung, wieviel von der eigenen Kultur gerettet und erhalten werden soll. Die spezifische Herausforderung

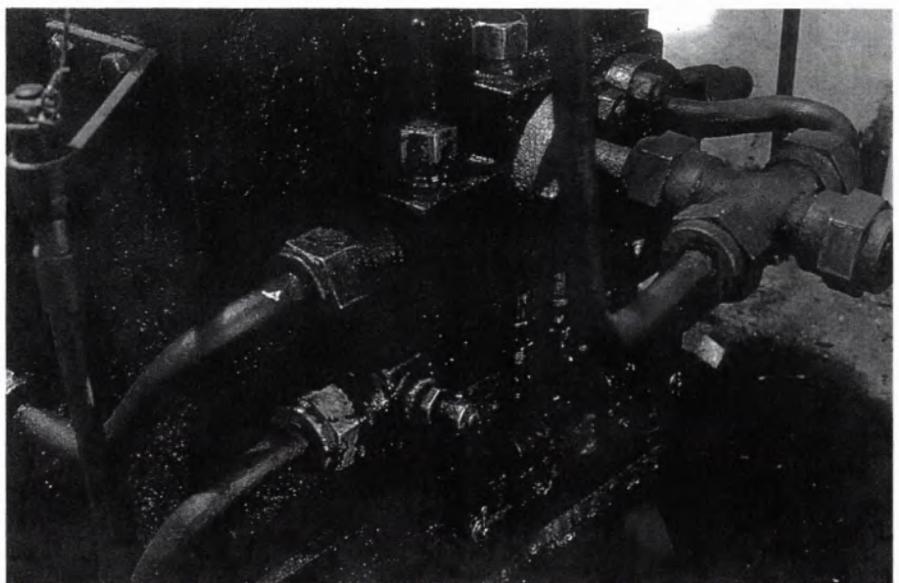
rung an die Denkmalpflege hingegen ist, sich klar darüber zu werden, in welcher Weise und unter welchen Voraussetzungen die Erhaltung erfolgen muß.

Zum Wesen aller technischen Gegenstände gehört ihr zweckentsprechender Einsatz und Gebrauch, nicht an erster Stelle ihre Gestalt oder ihr ästhetischer Reiz. Es kann daher gar nicht wünschenswert sein, ein Objekt im fabrikneuen Zustand anzutreffen oder gar dahin zurückzusetzen, weil dann keinerlei Informationen über den regulären Betrieb vorhanden sind oder schlimmstenfalls sogar getilgt werden. Technische Kulturdenkmale werden darum nicht geliftet, sondern behalten wie Persönlichkeiten ihre charakteristischen Gesichtszüge. Der lobenswerte Entschluß, ein komplett erhaltenes Technisches Kulturdenkmal öffentlich zugänglich zu machen, muß daher immer vom obersten Ziel der Quellerhaltung bestimmt sein und nicht von der Anpassung an irgendeinen Schaufeffekt. Diese „Philosophie“ läßt sich eindrücklich und musterhaft an der Marbacher Ölmühle vorführen.

Offensichtlich diente das Ölschlagen, so genannt wegen der ursprünglichen Zerkleinerung der Ölsamen in Stampfwerken, einem Grundbedürfnis der Bevölkerung zur Versorgung mit Speise- und Lampenöl. In Marbach ist ab 1838 eine Ölmühle in der Unteren Holdergasse beim Haspelturm nachgewiesen, die nicht erhalten ist, und deren Ausstattung und Antriebskraft wir nicht kennen. Eine zweite Ölmühle am Mühlkanal nahe dem Neckar gelegen, die sog. Schellenbergersche Fabrik, wurde 1891 mit dem Wasserrecht an die Stadt Stuttgart

verkauft. Da die Stadt Stuttgart die gesamte Wasserkraft in Marbach erworben hatte, sie aber nicht sofort selbst nutzte, verpachtete sie diese teilweise, so daß nunmehr in der sog. Körnerschen Fabrik bis zu deren Umzug in die Rielingshäuser Straße Öl geschlagen wurde. 1898 begann dann die Stadt Stuttgart mit dem Bau ihres ersten Wasserkraftwerks, das mit Jahresbeginn 1900 unter Ausnutzung der gesamten Wasserkraft „ans Netz ging“, d. h. Strom nur nach Stuttgart lieferte. Das Gebäude, weiter dem Neckar zu gelegen als die Anwesen am Mühlweg, ist noch erhalten, es ist das allseits bekannte „Schlößle“.

Nach einigem Ringen begannen im Dezember 1906 die ersten Stromlieferungen nach Marbach von dem auf seiner Markung gelegenen Stuttgarter Kraftwerk aus. Friedrich Jäger, der 1902 das Bürgerrecht in Marbach erworben, schon seit 1896 aber das Haus in der Oberen Holdergasse besessen hatte, richtete nun dort seine Ölmühle ein und sah sofort einen elektrischen Antrieb vor. Angeschlossen wurde nach der Rechnung des Städtischen Elektrizitätswerks Stuttgart: 1 Elektromotor 5 PS, 1 Glühlampe. So konnte der Strom zum günstigen Tarif von 18 Pf/kWh bezogen werden, während der Lichtstrom allein 45 Pf/kWh gekostet hätte. Aus den erhaltenen Maurerechnungen läßt sich auf die Erstausrüstung mit 1 Quetschmühle, 1 Hydraulikpumpe, 1 hydraulischen Ölpressen, angetrieben vom zentralen Elektromotor über Transmissionen, schließen. Ein Kollergang zum Zerkleinern der Ölkuchen nach der Erstpressung und eine zweite Ölpressen wurden zwischen den Weltkriegen nachgerüstet. Die Ölmühle ist also einer der ersten elektrifizierten Betriebe Marbachs, der mit wesentlichem Be-



■ 2 Detail der Hydraulikpumpe. Deutlich ist die Stelle zu erkennen, wo der Schraubenschlüssel zum Nachziehen der Verschraubung angesetzt worden ist.

stand aus der Erbauungszeit überliefert ist.

Da die Ölmühle bis in die 50er Jahre regulär, bis in die 70er gelegentlich betrieben worden und nichts demontiert war, mußte von einer Überlieferung im **operationalen** Zustand ausgegangen werden. Das bedeutet: Zum Wesen der Maschine als materialer Quelle gehören zum Beispiel die mechanischen Vorgänge, die zumindest als Gebrauchsspuren aller Art am Objekt noch ablesbar sind, oder wenigstens im Prinzip, also mit notwendigen Einschränkungen oder Rücksichten, noch ablaufen und wiederholt werden können. Im letzten Fall ist eine Maschine in der höchsten Stufe, der sogenannten **operationalen** Erhaltung überliefert. Denn es liegt auf der Hand, daß die Aussagefähigkeit der Quelle dann am umfassendsten ist, wenn sie ihrem Zweck entsprechend weiterhin „arbeiten“ kann.

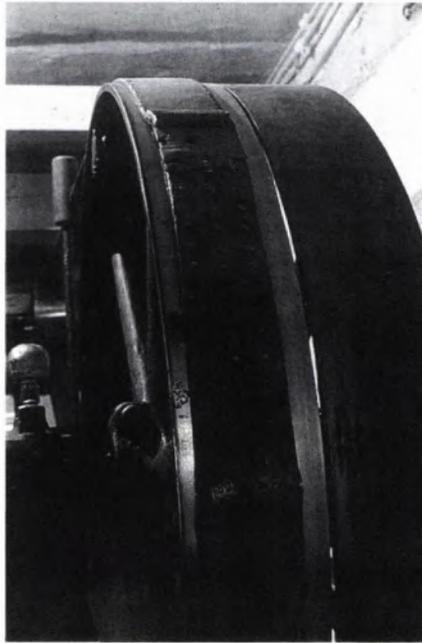
Die gemeinsamen Überlegungen aller Beteiligten konzentrierten sich daher zunehmend auf die betriebsfähige Wiederherstellung. Betriebsfähig im Sinne der oben angedeuteten Rücksichten, keineswegs – im wörtlichen Sinne – auf Biegen und Brechen. Dabei sollten zwar alle Beeinträchtigungen durch den Stillstand (Korrosion, Schmutz etc.) schonend rückgängig gemacht werden, um den Betriebszustand zu erreichen, jedoch keinerlei Rücksicht auf geltende Hygienevorschriften oder berufsgenossenschaftliche Auflagen genommen werden. Jede Auffrischung oder Aktualisierung hätte den Wert der Quelle empfindlich vermindert. Eine Photodokumentation vor und nach der Restaurierung und die Auflistung dazwischenliegender Arbeitsschritte und angewandter Verfahren waren zu fordern.

Begonnen wurden die Arbeiten mit Proben auf unterschiedlichen Oberflächen: Metall, Holz, Stein und Leder. Die schonende Reinigung mußte unter Erhalt aller betriebsstypischen Ablagerungen, wie verharzter Öl- und anhaftender Ölkuchenreste, erfolgen. Das Säubern erfolgte überwiegend mechanisch mit Pinsel oder auch durch Absaugen; Ledertreibriemen und Riemenscheiben wurden mit Wasser und Kernseife gereinigt. Organische Lösungsmittel brauchten nur an ganz wenigen Stellen zur Entfernung völlig atypischer Verunreinigungen behutsam eingesetzt werden. Bei allen Oberflächenkonservierungen war außer dem „richtigen“ Erscheinungsbild auch immer entscheidend, daß die Wachse oder Öle chemisch verwandt oder zumindest verträglich mit dem Untergrund, chemisch stabil bzw. neutral waren, um unerwünschte

Verbindungen und Ionenwanderungen auszuschließen. Letzten Endes kam es bei allen Maßnahmen darauf an, nicht einen zufällig angetroffenen Zustand bedenkenlos zu konservieren, sondern stets zwischen betriebsstypisch und -fremd zu unterscheiden. Andererseits sollte auch die Konservierung so zurückhaltend wie möglich sein, damit auch künftig noch mit Fragen an die Quelle herangetreten werden kann, die einem nicht selbst eingefallen sind.

Im Verlauf der Restaurierungsarbeiten wurden alle anstehenden Maßnahmen ständig bis in die Details zwischen dem ausführenden Restaurator, der Restaurierungsberatung des Landesdenkmalamtes und der Stadt Marbach als Pächterin der Ölmühle abgestimmt. Insbesondere wurden im Hinblick auf die angestrebte Betriebsfähigkeit jeweils von Fall zu Fall festgelegt, auf welche Originalsubstanz in welchem Maße Rücksicht genommen werden muß. Derartige Abwägungen führten unter anderem dazu, auf den Betrieb des Kollerganges zu verzichten, zum einen aus Sicherheitsgründen wegen der großen bewegten Massen, zum anderen, um die Ablagerungen von Ölsaaten auf den Steinen zu erhalten, die sonst abgerieben worden wären. Die „Freude“ am operierenden Kulturdenkmal hat also dort ihre Grenze, wo mit großem Verschleiß oder Verlust von Quellenausagen zu rechnen ist.

Die korrespondierende Gangart zwischen Quellenkunde und Restaurierung bewährte sich besonders bei den „Nebensächlichkeiten“, und zwar darum, weil sie nicht als solche behandelt wurden. Alles was zweifelsfrei zur Quelle Ölmühle gehörte, wurde als wichtig angesehen, Pressenzubehör, Werkzeuge, Elektroinstallationen und improvisierte Einbauten aus der Hand des Ölmüllers wurden gleichrangig mit den Erzeugnissen namhafter Maschinenfabriken als Quellen behandelt und erhalten. Selbst Riemenschlösser und Tropföler konnten in baugleichen Ausführungen neu beschafft werden, wo in Einzelfällen ihr Ersatz notwendig war. Es dürfte sich fast von selbst verstehen, daß man hier notfalls auf andere Baumuster ausgewichen wäre. Denn sozusagen im Takt mit dem „laufenden“ Kulturdenkmal wird an der jeweiligen Stelle die Information „Tropfschmierung“ oder „Riemen geschlossen“ vermittelt. Im anderen Falle würde nur die Information „Fehlstelle“ übermittelt mit unter Umständen sehr weitreichenden Konsequenzen, Nichtinbetriebnahme etc. Aber Vorsicht, hier liegt das Terrain der Rekonstruktion schon sehr gefährlich nahe!



■ 3 Genähte Riemenstöße wurden als ursprüngliche Verbindung ebenso erhalten wie eingeflickte Stücke mit Riemenkrallen aus Temperguß.



■ 4 Hauptantrieb mit Treibscheibe und Leerlaufscheibe. Am rechten Bildrand ist der improvisierte Riemenschutz erkennbar. Zustand nach Reinigung und Konservierung.

Nach dem Abschluß der Arbeiten präsentiert sich die Ölmühle so: Der gesamte mechanische Antrieb kann – mit Ausnahme des Kollergangs aus den genannten Gründen – in Gang gesetzt werden. Dabei haben die Ledertreibriemen wie zur Betriebszeit einen gewissen Schlupf, so daß, wie es einst der Ölmüller tat, gelegentlich nachgeholfen werden muß. Die Hydraulik mußte weder neu verrohrt noch brauchten die Packungen erneuert werden. Dort wo Stopfbüchsen nachgestellt wurden, ist die Verharzung teilweise abgeplatzt beim Ansatz des Schraubenschlüssels, aber eben nur so, wie es im regulären Betrieb auch geschehen wäre. Allein die Zeit zu messen, bis der Betriebsdruck aufgebaut ist, kann eine wichtige Quellenbeobachtung sein. Winzige Leckverluste wurden bewußt in Kauf genommen, weil es sich ja nicht um einen wartungsintensiven High-Tech-Betrieb handelt, sondern um eine handwerklich betriebene Anlage.

Da das Projekt Ölmühle Marbach für das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg eine gewisse Pilotfunktion hatte, soll versucht werden, Erfahrungen und Erwartungen zusammenzufassen:

a) Obwohl es allem Vorhergesagten nach nun wie ein Gemeinplatz klingen muß, soll es nochmals ins Gedächtnis gerufen werden: Technische Kulturdenkmale erfordern nicht weniger die absolute Rücksicht auf die Authentizität als Kunstwerke.

b) Der ständige Kontakt aller Beteiligten und die jeweiligen Abstimmungen, auch bei geringfügigen Maßnahmen, sind sehr arbeitsaufwendig, haben sich aber ausgezeichnet bewährt. Die Forderung einer unverfälschten Quellenüberlieferung ist im Rahmen dessen, was überhaupt möglich ist, bestens erfüllt. Wichtig ist darüber hinaus ein klarer Organisationsablauf, damit nicht Spuren buchstäblich abgelaufen werden.

c) Historische Maschinen erfordern die Hand des Restaurators. Ein noch so gewissenhafter Kundendienst oder Reparaturbetrieb scheidet aus, wiederum, um die Aussagekraft der Quelle zu erhalten und in jedem beliebigen Stadium entsprechend abwägen zu können. Es wäre allerdings angesichts der wachsenden Aufgaben wünschenswert, daß sich zunehmend Handwerker restauratorisches Know-how aneigneten.

d) Ebenfalls wünschenswert wäre auf längere Sicht ein „Branchenbuch historischer Technik“, damit Hersteller oder Lieferanten geeigneter Ersatzteile bekannt werden und auf Grund der Nachfrage an der Produktion oder am Vertrieb festhalten.

Dr. Hans Peter Münzenmayer
LDA • Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Domina te amo – vita privata im Lichte einer Kleininschrift

Jutta Ronke

■ 1 u. 2 Römische Scheibenfibel mit Liebesinschrift aus dem Gutshof von Güglingen-Frauenzimmern. Dm 2,1 cm. Rückseite der Scheibenfibel mit Backenscharnier und gefülltem Nadelhalter.



In welchem Ausmaß archäologische Funde in der Lage sind, solche Bereiche antiken Lebens zu erhellen, über die sich die schriftliche Hinterlassenschaft ausschweigt, zeigt die im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen stehende römische Fibel. Sie kam im Herbst 1992 im Zuge einer Rettungsgrabung, die die Abteilung Archäologische Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg im Zusammenhang mit der Ausweisung eines Gewerbegebietes durchführen mußte, in einer Schuttschicht auf dem Areal der seit 1830 bekannten, auf Flur „Steinäcker“ gelegenen villa rustica von Güglingen-Frauenzimmern, Lkr. Heilbronn, zutage.

Der hier vorzustellende Neufund erweist sich einerseits unter formalem, zum anderen unter sozial- und kulturgeschichtlichem Aspekt als aufschlußreich: In der vorliegenden Form kann er als typologisches Einzelstück ohne exakte Entsprechung in einschlägigen Fibelcorpora gewertet werden und verkörpert damit eine bislang unbekannte Spielart der Scheibenfibeln. Außerdem überliefert die Vorderseite, weithin sicht- und lesbar, eine Inschrift mit m.W. in dieser Aussage singularer Mitteilung. Aus ihr resultiert, wie noch auszuführen sein wird, der sozialhistorische Quellen- und Informationswert des kleinen Schmuckstücks – und nicht zuletzt der spezifische Reiz, den es

noch heute auf uns auszuüben vermag.

Die im Durchmesser 2,1 cm messende, nahezu vollständig erhaltene Fibel ist, sieht man von einigen kleineren, kaum ins Auge fallenden eckigen Unregelmäßigkeiten an den Rändern ab, als geschlossener bandförmiger Ring aufgefaßt (Abb. 1). Er ist im Querschnitt rechteckig und oben auf der Außenseite von einer eingepunzten Punktlinie, auf der Innenseite von einer gleichmäßig umlaufenden, gravierten Linie gesäumt. Die ringförmige, flache Scheibe ist 0,5 cm breit und dient als Träger der vorerwähnten In- bzw. eigentlich Umschrift.

Das Fundstück besteht aus auf der Ansichtseite verzinnter Bronze. In manchen Fällen erhielten Bronzefibeln einen Weißmetall-Überzug (Legierung auf Zinn- oder Bleibasis), mit dem – und dies mag in gleicher Weise für das Exemplar aus Frauenzimmern gelten – Edelmetall-Konsistenz vorgetäuscht und den Objekten ein höherer materieller Wert beigemessen werden sollte. Betrachtet man die Rückseite der Fibel (Abb. 2), wird die im unteren Drittel gebrochene, augenscheinlich im Ansatz leicht gebogene Nadel erkennbar, deren Reste im Scharnier festkorrodiert sind. Auf der Gegenseite befindet sich, als weiterer unentbehrlicher Teil der Fibelkonstruktion, der Nadelhalter. Wie bei Scharnierfibeln üblich, ist er gefüllt, längsrecht-

eckig-plattenförmig und am Ende gebogen, um der in ihm ruhenden Nadel Halt und Widerstand bieten zu können.

Die Fibel aus Güglingen-Frauenzimmern läßt sich aufgrund des bereits erwähnten Verschlusses den Scharnierfibeln, konkret den Fibeln mit Backenscharnier, zuweisen. Eine der drei möglichen Arten eines Scharnierverschlusses, taucht das Backenscharnier im Verlauf der 1. Hälfte des 1. Jh. n. Chr. im Rheinland und in Gallien auf, um – vornehmlich bei provinzialrömischen Scheibenfibeln und Verwandtem – noch im Laufe dieses Jahrhunderts alle anderen Verschlußformen in den Hintergrund zu drängen. Es besteht aus zwei kleinen, parallel stehenden, direkt mit der Platte (Scheibe oder Kopfplatte) verbundenen, durchlochten Plättchen, den Backen. Zwischen ihnen ist die im Nadelhalter federnde Nadel eingesetzt und mittels eines – meist eisernen – Stiftes frei beweglich befestigt (Abb. 3). Als wesentliches Charakteristikum ist jedoch die Reduktion des Verschlusses auf eine reine Funktionalität zu nennen. D. h., die Scharniereinrichtung ist, da auf der Unterseite angebracht, verdeckt und demnach für den Gesamteindruck bedeutungslos. Die Fibel kann also mit größtmöglicher Freiheit, fast ohne Rücksicht auf den Verschluß, gestaltet werden bzw. ein entsprechender Platz für die Inschrift – und deren unge störte Wirkung – wird gewährleistet.

Für Verfertiger und Träger waren Fibelform und Darstellung auf der Vorderseite das entscheidende Moment, aus beiden resultiert der spezifische Reiz von Scheiben-, Email- oder Figurenfibeln, da sie unter technischem Gesichtspunkt, im Hinblick auf die Verschlusskonstruktion, nichts grundsätzlich Neues bieten.

Die zum Backenscharnier gehörende Nadel ist meist gebogen, was sich bei unserer Fibel aufgrund des Erhaltungszustands nicht mehr sicher beurteilen läßt, in Anbetracht der Biegung des erhaltenen Nadel-Restes aber durchaus anzunehmen ist.

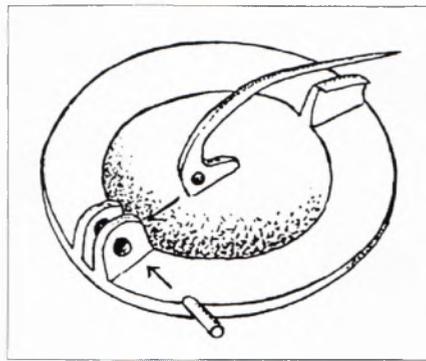
Die im Uhrzeigersinn umlaufende, formal und inhaltlich in zwei Teile gegliederte Inschrift besteht aus ca. 0,3 cm hohen, im Anschluß an den Herstellungsprozeß der Fibel leicht kursiv eingepunzten Majuskeln, die sich aus einzelnen Punkten zusammensetzen. Unter paläographischem Aspekt erwähnenswert ist neben der Punzierung des Textes die Tatsache, daß der Buchstabe A stets ohne Querhaste geschrieben ist. Der am Ende der frei und ungezwungen, man könnte vielleicht auch sagen: konzeptionslos ausgeführten Schriftzeile verbliebene Platz wird einfach mit einem aus vier Punkten gebildeten Kreismotiv gefüllt. Es galt primär, dem horror vacui zu begegnen, was aber einen gestalterischen Konflikt zwischen der zuvor beschriebenen kleinen Rosette und dem einzelnen Punkt, mit dem der erste, voll ausgeschriebene Teil der Inschrift eingeleitet wird, zur Folge hatte. Ein weiterer Punkt leitet über zur zweiten, formelhaft verknappten Hälfte der Mitteilung.

Lesung und Auflösung der rechtsläufigen Inschrift

• DOMINATEAMO • ALIASDEND
 als: DOMINA TE AMO A(nimo)
 LI(benti) A(micae) S(uae) De(ae)
 N(omine) D(at)

bereitet keine Schwierigkeiten: Der erste Teil des Textes besteht aus dem offenen Geständnis *Domina te amo*. Die übermittelte Botschaft lautet mithin schlicht und darum vielleicht desto eindringlicher, daß die – direkt angesprochene – Adressatin, in dichterisch-schwärmerischer Umschreibung als Herrin apostrophiert, geliebt wird und das Schmuckstück mit Vergnügen im Namen der Göttin erhält. Daß es sich bei der in diesem Fall zuständigen Gottheit nur um Venus, die Göttin der Liebe und Schönheit, handeln kann, bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Ausführungen.

Durchaus erwägenswert scheint, daß



■ 3 Schematische Darstellung einer Fibelrückseite mit Backenscharnier und Nadelhalter. Nach: E. Riha, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst (Augst 1979) 13.

die auf den ersten Blick zwar formelhaft strukturiert wirkende, aber ihrer Aussage und Intention nach wohl eher als äußerst individuell zu betrachtende Mitteilung mit fast an Unordentlichkeit grenzender Spontaneität (man erinnere sich nur an das Punkt-motiv-Füllsel am Ende), möglicherweise sogar vom Schenkenden selbst, eingepunzt worden ist.

Schon der Wortlaut gestattet keinen Zweifel darüber, daß hier eine Fibel mit Liebesinschrift, sozusagen ein „Liebeszauber“, vorliegt. Dabei handelt es sich unbestreitbar um ein mit den entsprechenden Bemerkungen und Wünschen versehenes Geschenk speziell für die Geliebte bzw. generell von – und für – Liebende. Entsprechende Texte, die ein Geständnis, eine Beteuerung der eigenen Gefühle zum Ausdruck bringen oder eine Bitte um Gegenliebe enthalten, finden sich allerdings nicht nur auf Gewandspangen, sondern auch auf Gemmen, Fingerringen und auf Keramik. Wie oben ausgeführt, stammen die Inschriften teils vom Schenkenden selbst, teils direkt aus Werkstätten, die den Markt mit einem breiten Spektrum entsprechend verzierter Erzeugnisse versorgten.

Fibeln, deren Inschriften sich auf die Privatsphäre des Trägers beziehen – und überwiegend Beistand in Liebesdingen leisten sollen –, verkörpern eine eigenständige Gruppe im Rahmen der römischen beschrifteten Fibeln. Nach neueren Untersuchungen befand sich das Hauptverbreitungsgebiet der Fibeln mit Liebesinschrift in Deutschland, in den übrigen europäischen Ländern traten sie anscheinend seltener auf.

Rein unter epigraphischem Aspekt sei in diesem Zusammenhang an zwei Liebesinschriften erinnert, die gleichfalls in der Provinz *Germania superior* gefunden wurden, aber auf Scharnier-

fibeln in Buchstabenform aufgebracht worden sind:

– eine als Buchstabe M geformte Fibel trägt die Inschrift *SPES AMOR SI ME AMAS* (Hoffnung und Liebe, wenn Du mich liebst). Sie wurde in Rißtissen gefunden und befindet sich heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Während sich hier, wenn auch in eigentümlicher Verteilung, der Wunsch und die aus ihm resultierende Folgerung ihren Platz auf einer Fibel gefunden haben, trägt

– eine als Buchstabe P mit unterer Querhaste gestaltete Fibel lediglich die eher formelhafte Wendung *SI ME AMAS* (Wenn Du mich liebst). Die Fibel stammt aus den römischen Thermen von Badenweiler und wird im Badischen Landesmuseum Karlsruhe aufbewahrt.

Denkbar und in Anbetracht der weiter unten zu erläuternden Trageweise wäre die Vermutung naheliegend, daß in diesem Fall der zum weiteren Verständnis inhaltlich zwingend erforderliche restliche Part des Wunsches einer zweiten, auf der anderen Schulter befestigten Fibel zu entnehmen wäre.

Wir sind derzeit nicht hinreichend sicher darüber informiert, welche Fibeltypen von Männern, welche von Frauen und welche von beiden Geschlechtern getragen wurden. Entscheidende Hilfestellung zur Beantwortung dieses Fragenkomplexes vermögen bildliche Darstellungen und Grabfunde zu leisten.

Bei einem derart kleinen Stück mit minimalem Raum zwischen Scheibe und Nadel, wie er bei unserer kleinen, zierlichen Scheibenfibel existiert, scheint es zweifelhaft, ob es überhaupt möglich war, hier zwei Stofflagen zusammenzuheften. Scheibenfibeln müssen zur Frauentracht gehört haben, könnten zwar auch dünnere Gewandteile zusammengehalten bzw. ein dünneres, leichteres Untergewand oder Tuch an der Brust festgehalten haben, besaßen aber neben ihrer funktionsbedingten Aufgabe ausgeprägten Schmuckcharakter. Man wird sie folglich weniger als Verschluss – denn als reine Zierspange im Sinne einer Brosche sehen dürfen. Fallweise mit einem Paar eigentlicher Fibeln zusammen getragen, gab es schon seit der Mitte des 1. und bis ins 3. Jh. hinein Fibeln, die eher als Broschen zu bezeichnen gewesen wären. Diese kleinen bis sehr kleinen Fibeln trugen die Damen vielleicht an der Brust.

Zusammen mit dem relativ abgeschiedenen Fundort Frauenzimmern gestatten bildliche Darstellungen und Grabfunde, denen zu entnehmen ist, daß Frauen in gewissen ländlichen

Gebieten gleichzeitig eine größere Anzahl von Fibeln tragen, den Schluß, daß es dieses Phänomen als eher lokale Tradition der Landbevölkerung zu registrieren gilt.

In einigen Fällen vermögen uns auch Grabfunde weiterzuhelfen. So wurden z. B. in einem Mädchengrab des 2. Jh. n. Chr. des Treverer-Gräberfeldes Wederath-Belginum der Toten als persönliche Ausstattung drei Fibeln unterschiedlicher Form mit ins Grab gegeben. Analog zur Frauenmode damaliger Zeit (Abb. 4) hielt je eine Fibel auf der Schulter das zwei- oder mehrteilige Gewand zusammen, während der dritten Fibel auf der Brust lediglich Schmuckfunktion zukam – Platz und Aufgabe, die gut unserer Liebeszauber-Fibel zugekommen sein könnten.

Die These, daß solche zierlichen Broschen wie das Exemplar aus der Villa von Frauenzimmern wohl sicher als Frauenfibeln angesehen werden, findet ihre Bestätigung in der expressis verbis auf weibliches Zielpublikum gerichteten Inschrift. Neben Tracht- und Schmuckfunktion konnte den Fibeln eine magische Bedeutung zukommen – die ihr in unserem Fall keinesfalls abzuspochen sein wird.

G. Behrens datierte die Liebeszauber-Fibeln in das 2. und 3. Jh. n. Chr. Dieser zeitliche Ansatz wird einerseits durch die Fundumstände des Stücks aus Frauenzimmern gestützt, zum anderen durch die Tatsache, daß Backenscharnierfibeln hauptsächlich in dieser Zeitspanne gefertigt wurden.

Ob sich die Fibeln mit Liebesinschriften, wie es beim gegenwärtigen Kenntnisstand scheint, auf einige, nur von wenigen Werkstätten hergestellten Typen konzentrieren, die dann lediglich während eines kurzen Zeitraums „modern“ waren, bleibt weiterer Untersuchung vorbehalten.

Abschließend sei festgehalten, daß das Fundstück aus Frauenzimmern auf ein von einer solchen Frische der Empfindung, von Zärtlichkeit und Innigkeit getragenen Verhältnis zwischen Liebenden schließen läßt, das zahlreiche Werke römischer Dichter wie Catull oder Ovid inspiriert hat. Nun gestattet uns auch die materielle Hinterlassenschaft einen Einblick in diesen Bereich der Vergangenheit, zeigt Facetten des ganz alltäglichen und – elementar wichtig – des menschlichen Umgangs auf, die zwar ein zentrales Thema der erwähnten – und anderer – Dichter bildeten, die



■ 4 Römische Frauentracht. Rekonstruktionsvorschlag zur Trageweise mehrerer Fibeln. Nach: A. Haffner (Hrsg.), Gräber – Spiegel des Lebens. Zum Totenbrauchtum der Kelten und Römer am Beispiel des Treverer-Gräberfeldes Wederath-Belginum (Mainz 1989) 336.

die Dichtkunst kultivierte, die aber seitens offizieller Quellen und Geschichtsschreibung negiert wurden.

Dieser Umstand läßt uns die kleine, bescheiden – und hinter der Fassade von Edelmetall – fast unscheinbar wirkende Fibel mit erhöhter Wertschätzung, fast schon Rührung, in die Hand nehmen: Anscheinend ein Rest ihres „Zaubers“, der in der Antike die in ihn gesetzten Hoffnungen und Erwartungen hoffentlich nicht enttäuscht haben wird, und dem sich noch der heutige Betrachter schwerlich entziehen kann.

Literatur:

G. Behrens, Römische Fibeln mit Inschrift. Reinecke-Festschrift (Mainz 1950), 1–12. – E. Ettliger, Die römischen Fibeln der Schweiz (Bern 1973). – G. Fitz, Drei römische Fibeln mit Liebesinschriften aus Niederösterreich. Röm. Österreich 11/12, 1983/83, 41–48. – E. Riha, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst. Forschungen in Augst 3 (Augst 1979).

Dr. Jutta Ronke
LDA • Archäologische
Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1

Buchbesprechungen

Das Heidelberger Schloß in der Fotografie vor 1900, herausgegeben von Milan Chlumsky, Edition Braue, Heidelberg 1990.

Das Heidelberger Schloß spielt in der Geschichte der deutschen Denkmalpflege eine besondere Rolle. Entzündete sich an ihm, genauer gesagt: an der Frage, ob man den Ottheinrichsbau als Ruine stehen lassen oder ihn wiederherstellen solle, doch die Grundsatzfrage „Restaurieren oder Konservieren“. Die darüber in den Jahren um 1900 mit großer öffentlicher Resonanz geführte Debatte trug wesentlich zur Klärung von Grundbegriffen und -positionen der Denkmalpflege bei. Schon aus diesem Grund muß jede Veröffentlichung zum Heidelberger Schloß lebhaftes Interesse des Denkmalpflegers finden.

Dies um so mehr, wenn – wie in dem anzuzeigenden Band – wichtiges Quellenmaterial vorgelegt wird: 59 Fotografien des Schlosses aus der Zeit vor 1900, hervorragend unter Verwendung der heute in den verschiedensten Museen und Sammlungen befindlichen Originale gedruckt, zusammengestellt und kommentiert von Milan Chlumsky. Die Reihe beginnt mit einer Aufnahme des Ottheinrichsbaus um 1850 – merkwürdigerweise seitenverkehrt abgebildet. Es folgen Aufnahmen der Franzosen Charles Marville und des Ateliers der Gebrüder Bisson, die 1852 bzw. 1854 entstanden und frühe Höhepunkte der Architekturfotografie darstellen. Friedrichsbau und Ottheinrichsbau stehen im Mittelpunkt, aber auch der „gesprengte Turm“, der in der Aufnahme des Ateliers Bisson in geradezu bestechender Schärfe erscheint. Die Motive ändern sich auch in den folgenden Jahrzehnten kaum; Aufnahmen des Schloßhofs treten hinzu. Fassadendetails, gelegentlich auch Ansichten aus der Ferne. Der Fotograf Franz Richard bediente sich in den 1860er Jahren bei seinen Aufnahmen eines Riesenstativs (abgebildet auf S. 75), das damals europaweit Aufsehen erregte. Dadurch konnte er viele Statuen in den Nischen des Ottheinrichsbaus frontal aufnehmen, aber auch den ruinösen Innenräumen galt sein Interesse oder – für den Bauhistoriker besonders aufschlußreich – dem oberen Fassadenabschluß mit den Ansätzen der beiden Giebel. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erweitern sich die Motive auch um andere Schloßgebäude und Ansichten. Immer wieder liefert die Mischung aus intakter

und ruinöser Architektur, mehr oder weniger überwuchert von wildem Bewuchs, den charakteristisch Heidelberger-romantischen Aspekt. Nur selten dringt ein Mensch in diese verwunschene Welt. Auch diese, im Vergleich zu den das Schloß heutzutage füllenden Touristenströmen ganz andere Seherfahrung läßt einen immer wieder gern zu diesem schönen Band greifen.

Hubert Krins

Jörg Haspel, Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung – Architekturstudien zur Wohnreform in Württemberg. Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, hrsg. vom Stadtarchiv Ulm, Bd. 22, Ulm 1991. 460 S., 76 Abb. u. 40 Taf.

In seiner umfangreichen Untersuchung, die als kunstgeschichtliche Dissertation an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Tübingen entstanden ist, behandelt der Autor den Beitrag Ulms zur Entstehung und Entwicklung des Arbeiterwohnbaus in Württemberg von 1860 bis zum Ende des Kaiserreichs. Ebenso wie in anderen deutschen Industriestädten gab es in Ulm zu dieser Zeit private, gemeinnützige und genossenschaftliche Initiativen zur Wohnraumbeschaffung für Arbeiter. Ulm zeichnet sich durch eine rege kommunale Bautätigkeit zur Erstellung von Arbeitereigenheimen aus – in diesem Umfang eine einmalige Erscheinung nicht nur auf Landes-, sondern auch auf Reichsebene.

Haspel zeigt, wie eine Reihe glücklicher Umstände dazu führte, daß in Ulm die Kommune selbst die führende Rolle beim Bau von Arbeiterwohnungen übernehmen konnte. Nicht zu übersehen ist dabei der Einfluß, den der Oberbürgermeister Heinrich Wagner während seiner gesamten Amtszeit (1891–1919) ausübte. Sowohl der Wohnungsverein – eine gemeinnützige Aktiengesellschaft unter Beteiligung von Ulmer Unternehmern – als auch der genossenschaftlich organisierte Ulmer Bau- und Sparverein gingen im wesentlichen auf seine Initiative zurück. Daneben suchte er nach neuen Wegen, um in größerem Umfang Wohnraum für Arbeiter bereitstellen zu können.

So entstand das Konzept, in kommunaler Regie Arbeiterhäuser zu erstellen und an ihre Bewohner zu verkaufen. Auf diese Weise sollte den materiell unterprivilegierten Bevölkerungskreisen der Erwerb von Wohneigentum ermöglicht werden. Indem man ihnen zum eigenen Heim mit Garten verhalf, wollte man bei den Ar-

beitern Häuslichkeit und Familiensinn stärken und die Bereitschaft zum Sparen wecken.

Hinter diesem Konzept stand die Einsicht, daß eine sozial orientierte Wohnungspolitik wirkungsvoll zum gesellschaftlichen Frieden und damit zur Stabilität der Wirtschaftsordnung beitrug. Darüber hinaus kam dieses Modell auch unmittelbar dem Interesse der lokalen Unternehmer entgegen: Die Bereitstellung von billigem Wohnraum durch die Kommune wirkte sich mäßigend auf das Lohnniveau aus; durch die Eigentumsbildung wurden die Arbeiter langfristig an den Ort und die dortigen Betriebe gebunden.

Bezeichnenderweise wurde die städtische Wohnungspolitik sowohl von den Unternehmern als auch von den Vertretern der SPD im Ulmer Gemeinderat unterstützt – trotz ihrer grundsätzlichen Vorbehalte gegen die Eigentumsbildung. Allerdings wurden durch das Wohnungsprogramm nicht so breite Kreise erreicht, wie es die zeitgenössischen Veröffentlichungen vermuten ließen. Die geforderte Anzahlung von 10 Prozent des Bauaufwands und die regelmäßige Belastung durch die Abzahlungsraten führten zu einer sozialen Auslese unter den Bewerbern.

Die finanzielle Grundlage für das außergewöhnliche Engagement der Stadtgemeinde bildete ihre konservative Bodenpolitik. Durch Ankauf des Festungsgeländes im Rahmen der Entwallung nach der Jahrhundertwende vereinte sie die wichtigsten Teile des Stadterweiterungsgebietes in ihrer Hand und sicherte sich damit den Einfluß auf die städtebauliche Entwicklung; mit dem Gewinn aus Baulandverkäufen konnte sie den Bau der Arbeitersiedlungen finanzieren. Eine derartige Konzentration von Grund und Boden in der Hand einer Gemeinde war eine Ausnahmereignung. Dies ist sicher der Hauptgrund, warum das Ulmer Modell bereits ab 1900 in der Diskussion um die Reform des Arbeiterwohnbaus große Publizität und Anerkennung erfuhr, sich aber keine Nachfolger fanden, die es auch in größerem Umfang umgesetzt hätten.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte die Stadtgemeinde Ulm 304 Gebäude mit rund 450 Wohnungen für mehr als 2700 Einwohner errichtet. Die Bebauung konzentrierte sich in drei Siedlungen (Untere Bleiche, ab 1894; Beim Kessel, ab 1903; Unterer Kuhberg, ab 1906). Daneben war eine größere Anzahl z. T. bedeutender Einzelbauten und Baugruppen gemein-

nütziger oder genossenschaftlicher Bauträger sowie privater und öffentlicher Arbeitgeber entstanden. In der Gesamtschau repräsentieren diese Arbeiterhäuser und -siedlungen die Hauptrichtungen der Wohnreformdiskussion zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und dem Ende des Kaiserreichs sowie den Wandel der Gestaltungsvorstellungen, der sich in dieser Zeitspanne in Architektur und Städtebau vollzog.

Haspel versteht es, diese Entwicklungslinien zu verfolgen und sie auch für Leser, die mit der Thematik weniger vertraut sind, deutlich und nachvollziehbar zu machen. Für die Untersuchung der Grundräftypen und ihrer Veränderungen zieht er archivalische Schriftquellen wie Gemeinderatsprotokolle, Beschwerdeschreiben von Bewohnern u. ä. hinzu, die es ihm erlauben, der Ausgangskonzeption der Entwerfer die in den Gebäuden später verwirklichten unterschiedlichen Wohnweisen gegenüberzustellen.

Für die Drucklegung wurde der Text der Dissertation um einen einleitenden regionalgeschichtlichen Überblick und mehrere Exkurse erweitert. So wird die Bautätigkeit in Ulm noch stärker in die Gesamtentwicklung des Arbeiterwohnbaus in Württemberg eingebunden. Die Darstellung gleichzeitig realisierter Siedlungen in anderen Teilen des Landes (z. B. Arbeiterwohnhäuser der Baumwollspinnerei in Kuchen, „Postdörfle“ in Stuttgart u. v. a.) hilft dem Leser, die Besonderheiten und die Bedeutung des Ulmer Beitrags zur Wohnungsreform zu erkennen.

Das Buch wurde offenbar für zwei Arten von Lesern geschrieben – jene, die Näheres über die Wohnreformbestrebungen in Württemberg erfahren wollen (vgl. Untertitel), und jene, für die der Ulmer Arbeiterwohnungsbau vor allem als Teil der Ulmer Stadtgeschichte von Interesse ist. Für den ersten Leserkreis sind z. B. die ausführlichen Darstellungen der Verhältnisse im Raum Reutlingen mit dem Bau der Gartenstadt Gmindersdorf bestimmt (Exkurse im 1. und 3. Teil) oder die eingehenden Beschreibungen einiger „Durchschnittslösungen zur Arbeiterwohnungsfrage“ (Heilbronn, Mochenwangen bei Ravensburg, Nürtingen; 3. Teil). Für den zweiten bietet der Autor einen breiten Überblick über die Stadtentwicklung und die Architekturdiskussion in Ulm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (2. Teil).

Es handelt sich also weder um eine Gesamtdarstellung des Arbeiterwohnbaus in Württemberg, in der Ulm eine Sonderstellung einnimmt,

noch um einen Beitrag zur Ulmer Stadtgeschichte, dem die Darstellung der allgemeinen Entwicklungslinien im Arbeiterwohnungsbau nur als Hintergrund dient. Die Folge ist, daß einzelne Abschnitte – ohne unmittelbaren Zusammenhang zur jeweils anderen Thematik – ein gewisses „Eigenleben“ führen. Wäre das Buch aber so stringent geschrieben worden, hätten viele Einzelinformationen keinen Eingang gefunden, die für den einen oder den anderen Leserkreis durchaus von Interesse sein werden (bis hin zur Schilderung der „Knöpfe-Post“, einer vom Werk betriebenen fahrbaren Essensbeförderung vom Heimatort der ländlichen Arbeiter zur Arbeitsstätte).

Besonders zu erwähnen ist, daß sich Haspel nicht nur mit der Entstehungsgeschichte der Ulmer Arbeiterwohnungen auseinandersetzt, sondern auch den noch erhaltenen Bestand in seine Untersuchung mit einbezieht. Durch Kriegszerstörungen und Sanierungsmaßnahmen sind z. T. bedeutende Einzelbauten und Wohnanlagen verlorengegangen; in anderen Bereichen sind durch private Modernisierungen die visuellen und räumlichen Qualitäten und der geschichtliche Bedeutungszusammenhang nur noch bedingt ablesbar. Mehrere Baugruppen (wie z. B. die Wohnanlage der Postverwaltung an der Wörth- und Blücherstraße und weite Teile der kommunalen Arbeiterwohnsiedlungen) sind aber noch bemerkenswert gut erhalten geblieben, so daß der Leser Haspels Ausführungen am historischen Bestand nachvollziehen kann. Aus unserer Sicht ist es besonders erfreulich, wenn dadurch ein vertieftes Verständnis für die Anliegen der Denkmalpflege geweckt wird.

Erik Roth

Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, Band 1/1992. (Hrsg.) Arbeitskreis für Hausforschung Sektion Baden-Württemberg. 220 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Bezug über Freilandmuseum Wackershofen, 7170 Schwäbisch Hall-Wackershofen.

Der Arbeitskreis für Hausforschung Baden-Württemberg – ein loser Zusammenschluß vorwiegend freiberuflicher hiesiger Bauforscher – sucht mit dieser Publikationsreihe erstmals in konzentrierter Form den Kontakt zu einem breiteren Publikum.

Die historische Bauforschung, die den Bereich der sogenannten Hausforschung mit einschließt, hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen beachtli-

chen Bedeutungszuwachs erfahren. Diesen verdankt sie einer zunehmenden öffentlichen Diskussion des Denkmalthemas, einer Ausweitung von Fragestellungen an die historische Bausubstanz und vor allem einer Differenzierung des Instrumentariums. So führten etwa die Ergebnisse der Dendrochronologie, ein Verfahren, anhand der Jahresringe das Fälldatum von Hölzern exakt zu bestimmen, zur Kenntnis von teilweise sensationellen Baudaten und in der Folge zu umfangreichen Korrekturen traditioneller Baualterseinordnungen gerade des Fachwerkhausbestandes. Erinnert sei hier stellvertretend an die Häuserzeile am Hafenmarkt 2–10 in Esslingen, die zwischen 1330 und 1333 erbaut wurde und deren Erhalt nicht zuletzt durch die ermittelte frühe Zeitstellung möglich geworden war.

Der vorliegende erste Band dieser auf lose Fortsetzung konzipierten Reihe vermittelt dem Leser einen aktuellen Querschnitt durch Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse der historischen Bauforschung in Baden-Württemberg. Die Autoren präsentieren in ihrer Mehrzahl Objekte des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Profanbaus.

Die Beiträge lassen sich von ihrem Forschungsansatz her vor allem in drei Gruppen aufteilen: in monographische Darstellungen, in Aufsätze, die von Einzelobjekten ausgehend weiterreichende Thesen formulieren, und in generell systematische Untersuchungen. Zur Gruppe 1 zählen die deutlich gerüst- und gefügekundlich orientierten Beiträge zum „Großen Haus“ in Blaubeuren (H. J. Bleyer) und zur „Alten Apotheke“ in Rosenfeld (S. King) sowie die methodisch komplexeren Arbeiten zum ehem. Badhaus in Ravensburg und zum Zunfthaus „Zur Katze“ in Konstanz (beide von B. Kollia-Crowell und R. Crowell) und schließlich zur Amtsfronfeste der Stadt Oschatz (hier erfolgte eine interdisziplinäre, d. h. baugeschichtliche, archivalische, archäologische und restauratorische Erforschung durch Mitarbeiter des hiesigen Büros Gromer in Sachsen). Zur zweiten Gruppe gehören der Aufsatz über Geschoßständerbauten des 15. Jhs. im Limpurger Land bei Schwäbisch Hall (G. Schäfer) und derjenige über barocke Scheunen im mittleren Oberschwaben (S. Uhl), wobei die verallgemeinernden Ausführungen in beiden Fällen noch auf einer relativ geringen Erhebungsbasis beruhen. Eine gänzlich systematische Darstellung bevorzugen A. Bedal (Scheunenbauten in der mittelalterlichen Reichsstadt Schwäbisch Hall) und B. Lohrum, der durch präzise Beobachtungen von

Abbildungszeichen an Gerüstholzern zahlreicher Fachwerkhäuser sogar zu Grundriß- und Nutzungserkenntnissen gelangt. Die Beiträge zum Stellenwert archivalischer Hausforschung (M. Kamp) und zur Methodik und Ergebnissen der Kellerforschung (C. Schaetz und D. Bönsch) runden diesen lesenswerten Aufsatzband ab.

Michael Goer

Denkmalpflege in Graubünden – Tendenzen im Umgang mit historischen Bauten, herausgegeben von der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, Chur 1991.

Ein schmaler, aber inhaltlich gewichtiger Band vereinigt acht Vorträge, die schon 1985, aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Kantonalen Denkmalpflege in Graubünden, gehalten wurden. Der dortige amtierende Denkmalpfleger Hans Rutishauser leitet mit einer Zusammenschau der „Geschichte der Denkmalpflege in Graubünden“ ein. Mit Interesse erfährt man, daß eine der ersten denkmalpflegerischen Aktionen, nämlich die sorgfältige Ausgrabung der Stephanskirche in Chur und die Bergung ihres Mosaikfußbodens, Ferdinand von Quast zu verdanken ist, der hier auf der Durchreise nach Italien 1851 Station machte. Georg Mörsch behandelt das Thema „Kulturelle Identität und Denkmalpflege“. Ausgehend von der Erkenntnis, daß „Schutzreflexe und Schutzinstitutionen“ (S. 25) seit jeher die unterschiedlichsten Epochen und Kulturen begleiten, fragt er nach der aktuellen Rolle der Denkmalpflege, insbesondere vor dem Hintergrund der Schweizer Verhältnisse. Als „Gewissen der Öffentlichkeit“ (S. 31) möchte er sie verstehen, dazu aufgerufen, fehlendes Bewußtsein historischer Werte einzufordern. Sein resignierender Schlußsatz macht zugleich das fast Vergebliche dieser Anstrengung deutlich: „Wenn wir in den Dingen (Denkmälern, der Rez.) nicht mehr den Stoff für unsere Erinnerungen, Taten und Träume sehen, dann sind sie bereits tote Materie, bevor wir sie niedergerissen haben, aber ein Teil des Lebens fehlt dann auch uns“ (S. 32).

Einem zentralen Thema geht Alfred Wyss nach: „Das Schöpferische in der Denkmalpflege“. Was hat es damit auf sich, gibt es das überhaupt in der heutigen Praxis, die sich so strikt der konsequenten Substanzerhaltung verschreibt und jeden ändernden Eingriff zu vermeiden sucht? Aus seiner langjährigen Erfahrung als Denkmalpfleger rückt Wyss die Realitäten in sympathischer Weise zurecht: „So-

lange die Denkmäler genutzt und der Öffentlichkeit erschlossen und verständlich gemacht werden, kann sich Denkmalpflege nicht auf das Konservieren des überlieferten Bestandes beschränken“ (S. 49). Jede Veränderung heißt, am Denkmal schöpferisch tätig zu werden, wofür Wyss – nicht eben neu – hohe Qualität in Form, Inhalt und Ausführung fordert. Jede Restaurierung hat selbst als schöpferische Leistung zu gelten in der Verfolgung des Ziels, das Denkmal zum Sprechen zu bringen. Die daran geknüpfte Forderung nach authentischer Denkmalsprache setzt wiederum dem Schöpferischen enge Grenzen. Dieser dialektische Prozeß der Auseinandersetzung im Widerstreit zweier sich eigentlich ausschließender Ziele charakterisiert geradezu den Beruf des Denkmalpflegers. Wyss grenzt das so verstandene Schöpferische in der Denkmalpflege scharf ab gegen die sog. schöpferische Denkmalpflege, welche die Geschichtlichkeit des Denkmals lediglich als Ausgangspunkt einer Aktualisierung, als Reizwert nimmt, um letztlich ästhetisch neue, das Denkmal aber verfremdende Wirkungen zu erreichen –, auch dies eine willkommene Klarstellung. Über „Archäologie und Denkmalpflege“ referiert Hans Rudolf Sennhauser, über „Kunstgeschichte in der Praxis“ Luzi Dosch. Im darauffolgenden Beitrag gibt Oskar Emmenegger einen Überblick über das weitreichende Aufgabenfeld und die Entwicklung des Berufsbildes des Restaurators in der Denkmalpflege. Andreas Arnold widmet sich abschließend dem Thema „Naturwissenschaft und Denkmalpflege“, selten genug behandelt und darum mit Gewinn zu lesen, zumal er klar und anschaulich zu schreiben versteht. Seine Definition „Erhalten von Kulturgütern heißt, sie erkennen, ihren Zustand erfassen, ihre Gefährdung verstehen und dann so zu handeln, daß sie möglichst lange authentisch erhalten bleiben“ (S. 130) liefert ihm zugleich den Leitfaden, um die methodischen Ansätze und Beiträge der Naturwissenschaften bei der Realisierung der einzelnen Schritte aufzuzeigen. Dabei verliert er die Praxis keinen Moment aus dem Auge, ordnet vielmehr dem phänomenologisch arbeitenden Naturwissenschaftler eine Schlüsselrolle zwischen dem Spezialisten (Theoretiker) und Praktiker zu. Damit wird verständlich, warum hochqualifizierte Wissenschaftler gelegentlich an den Fragen der Praxis „vorbeigutachten“, und es bleibt zu hoffen, daß sich der von ihm charakterisierte Wissenschaftlertypus auch im Einzelfall findet –, notwendig wär's allemal.

Hubert Krins

1993 Württembergischer Archäologiepreis

Erneute Chance für Erforscher der Frühzeit

Zum 12. Mal wird in diesem Jahr der Württembergische Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken ausgeschrieben. Mit ihm werden die Leistungen von Persönlichkeiten gewürdigt, die sich ehrenamtlich der Entdeckung, Erforschung und Erhaltung, publizistischen Aufbereitung oder Präsentation von vor- und frühgeschichtlichen Funden in Württemberg verschrieben haben.

Der Preis ist mit 5000 DM und einer Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf ausgestattet. Diese Auszeichnung ist die einzige ihrer Art in Deutschland. Über die Vergabe des Preises entscheidet eine Jury aus Repräsentanten des Staates, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern sowie der genossenschaftlichen Banken. Die Ehrung des Preisträgers erfolgt in einer öffentlichen Veranstaltung.

Vorschläge zur Zuerkennung des Preises können von jedermann bis zum 30. Juni 1993 an den Württembergischen Genossenschaftsverband, Postf. 10 54 73, 7000 Stuttgart 10, gerichtet werden.

Abbildungsnachweis

Kulturamt der Stadt Pforzheim 125 bis 134; Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart 136–138; LDA-Karlsruhe, Titelbild, Aufnahme von 1986; LDA-Karlsruhe 98–103, 120, 121; LDA-Stuttgart 105–109, 111–115, 139–143.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber/
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth.
Mit Beiträgen von
E. Crogengieser,
B. Kommer, E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986
Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse

Heft 2, 1989
Ulrich Schnitzer
Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988
H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988
H. 1.9. Schorndorf 1989
H. 3.1. Rottweil 1989
H. 3.2. Villingen-Schwenningen 1991
H. 1.10. Vaihingen a. d. Enz 1992

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Günter P. Fehring
Unterreggenbach
Kirchen, Herrensitze,
Siedlungsbereiche

Band 2, 1974
Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu
Hummertsried.
Ein Burgstall des 13.
bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979
Forschungen und
Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981
Forschungen und
Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983
Forschungen und
Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986
Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991
Hirsau, St. Peter und
Paul, 1091–1991

Band 12, 1991
Uwe Gross
Mittelalterliche
Keramik zwischen
Neckarmündung und
Schwäbischer Alb

Band 15, 1992
Ilse Fingerlin,
Die Grafen von Sulz
und ihre Begräbnisse in
Tiengen am Hochrhein

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)

Bd. 1, 1974 Bd. 2, 1975
Bd. 3, 1977 Bd. 4, 1979
Bd. 5, 1980 Bd. 6, 1981
Bd. 7, 1982 Bd. 8, 1983
Bd. 9, 1984
Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986

Bd. 12, 1987
Bd. 13, 1988
Bd. 14, 1989
Bd. 15, 1990
Bd. 16, 1991
Bd. 17, 1992

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972
Teil 1: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck,
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973
Hans Klumbach
Der römische
Skulpturenfund von
Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975
Dieter Planck
Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische
Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977
Jens Lünig, Hartwig Zürn
Die Schussenrieder
Siedlung im
„Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978
Peter Paulsen,
Helga Schach-Dörges
Das alamannische
Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981
Wolfgang Czysz u. a.
Römische Keramik

aus dem Vicus
Wimpfen im Tal

Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen
Gräberfelder von
Bargen und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II
Viehhaltung und
Jagd im römischen
Rottweil

Band 14, 1983
U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna
im Ostkastell von
Welzheim

Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische
Adelsbestattungsplatz
und die Reihengräberfriedhöfe von
Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)

Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen
Grotte bei Blaubeuren
(Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche
Besiedlung des
Eselburger Tales bei
Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Arae Flaviae III
Der Nordvicus von
Arae Flaviae

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne,
Hansjörg Küster
Hochdorf I

Band 20, 1986
Studien zu den
Militärgrenzen Roms III
Vorträge des
13. Internationalen
Limeskongresses,
Aalen 1983

Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische
Friedhof bei
Fridingen an der
Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche
Höhensiedlungen
in Südwürttemberg-
Hohenzollern

Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-
Höhle im Achtal bei
Blaubeuren I

Band 27, 1988
Erwin Keefer
Hochdorf II
Die Schussenrieder
Siedlung

Band 28, 1988
Arae Flaviae IV
Mit Beiträgen von
Margot Klee,
Mostefa Kokabi,
Elisabeth Nuber

Band 29, 1988
Joachim Wahl,
Mostefa Kokabi
Das römische
Gräberfeld von
Stettfeld I

Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988
Der prähistorische
Mensch und
seine Umwelt.
Festschrift für Udelgard
Körber-Grohne

Band 32, 1988
Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen
am Hohentwiel I

Band 33, 1989
Rudolf Altkamp
Das südliche
Oberheintal in
frühromischer Zeit

Band 34, 1989
Claus Joachim Kind
Ulm-Eggingen –
bandkeramische
Siedlung
und mittelalterliche
Wüstung

Band 35, 1990
Jörg Heiligmann
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990
Helmut Schlichtherle
Siedlungsarchäologie
im Alpenvorland I

Band 37, 1990
Siedlungsarchäologie
im Alpenvorland II

Band 38, 1990
Ursula Koch
Das fränkische
Gräberfeld
von Klepsau im
Hohenlohekreis

Band 39, 1991
Sigrid Frey
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990
Egon Schallmayer u. a.
Der römische
Weihebezirk von
Osterburken I

Band 41/1, 1992
Siegwart Schiek
Das Gräberfeld der
Merowingerzeit bei
Oberflacht (Gemeinde
Seitingen-Oberflacht,
Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992
Peter Paulsen
Die Holzfrage aus
dem Gräberfeld bei
Oberflacht und ihre
kulturhistorische
Bedeutung

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990
Kurt Bittel,
Siegwart Schiek,
Dieter Müller
Die keltischen
Viereckschanzen

Band 2, 1993
Claus Oeffiger,
Dieter Müller
Vor- und früh-
geschichtliche
Befestigungen
Heft 2–4

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 5, 1985
Heft 6, 1985
Heft 7, 1985
Heft 8, 1986
Heft 9, 1987
Heft 10, 1987
Heft 11, 1988
Heft 12, 1988
Heft 14, 1991
Heft 15, 1991
Heft 16, 1992
Heft 17, 1993

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986
Band 1987 Band 1988
Band 1989 Band 1990
Band 1991 Band 1992

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestr. 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-26 07
Telefax (0 70 71) 2 00-26 08

Achäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21
Telefax (0 70 71) 4 11 23